

Geisteskultur

Monatshefte der Comeniusgesellschaft
für Geisteskultur und Volksbildung

Begründet von Ludwig Keller
Herausgegeben von Artur Buchenau

35. Jahrgang - Siebentes Heft
Juli 1926



Berlin und Leipzig 1926
Verlag von Walter de Gruyter & Co.

Comenius-Gesellschaft für Geisteskultur und Volksbildung

Begründet 1892 von Geh. Archivar Dr. Ludwig Keller

Vorsitzender: Oberstudiendirektor Dr. Buchenau, Charlottenburg 5, Schloßstraße 46

Die Mitgliedschaft wird durch Einzahlung von 20 Goldmark erworben. (In- und Ausland.) Die Beitragszahlung kann erfolgen:

1. auf das Konto der Comenius-Gesellschaft bei dem Postsparkamt Berlin Nr. 21295
2. direkt an die Geschäftsstelle der G.-G. in Berlin W 10, Genthiner Str. 38 i. G. Walter de Gruyter & Co.

Die Mitglieder erhalten die Zeitschrift kostenlos. Sie erscheint jährlich etwa in 12 Hefen. Die Hefen sind auch einzeln käuflich und in Buchhandlungen in Form des Zeitschrift-Abonnements zu beziehen.

35. Jahrgang Inhalt: Heft 7

	Seite
Albert Görland, Kants „Revolution der Denkungsart“ als eine problemgeschichtliche Betrachtungsweise	267
Johannes M. Verweyen, Kultur und Gemeinschaft	272
Hans David, Probleme der Film-Ästhetik II	275
Gegenwartsfragen:	
Herman George Scheffauer, Der deutsche Parlamentarismus	286
Karl Gumpert, Die bißigste Diagnostik	288
F. Henning, Eine neue Metaphysik	290
Erlesen:	
Das Nô (Schaubühne in Japan). Aus F. Vergháski, „Japanische Masken“, 2 Bände, Walter de Gruyter & Co., Berlin 1925.	292
Bücherbesprechungen:	
Philosophie:	
Buchenau: „Jahrbuch der Charakterologie“ Bd. I. S. 294.	
Odebrecht: G. Störing, Was soll uns Kant sein? S. 294.	
Odebrecht: E. Ullig, Der Künstler. S. 296.	
Reimann: R. Breyfig, Vom geschichtlichen Werden, Bd. I. S. 296.	
Kunst und Literatur:	
Buchenau: D. Kaemmel, Rom und die Campagna. S. 298.	
Buchenau: A. Köster, Die griechischen Terrakotten. S. 298.	
Buchenau: R. Borchardt, Deutsche Denkmale. S. 299.	
Buchenau: D. D. Lawrence, Jack im Buschland. S. 299.	
Buchenau: Wilhelm Schäfer, Neue Anecdoten. S. 299.	
Buchenau: J. Galsworthy, Justice. S. 300.	
Buchenau: J. Galsworthy, Strife. S. 300.	
Buchenau: F. A. Nord, König Pfau. S. 300.	
G. L.: Soergel, Dichtung und Dichter der Zeit. S. 300.	
Notizen	301
Gesellschaftsnachrichten:	303

Adressen der Mitarbeiter dieses Heftes:

Universitätsprofessor Dr. Albert Görland, Hamburg, Kreuzweg 12. Universitätsprofessor Dr. Johannes M. Verweyen, Bonn, Beringstr. 2. Schriftsteller Hans David, Berlin, Wichmannstr. 21. Schriftsteller Herman George Scheffauer, Brunenwald, Cunostr. 48. Dr. med. Karl Gumpert, Wilmersdorf, Kaiser-Allee 45a. F. Henning, Berlin, Wilowstr. 5

Manuskripte werden erbeten an die Redaktion: E. Wernick, Berlin W 10, Genthiner Straße 38.

Die Manuskripte sollen paginiert, nur einseitig beschrieben sein und einen Rand freilassen. Rückporto ist beizufügen. Nachdruck ganzer Aufsätze ist ohne besondere Erlaubnis nicht gestattet. Einzelne Abschnitte können bei genauer Quellenangabe wörtlich übernommen werden.

Jährlich erscheinen 10 bis 12 Hefte.

Preis des Jahrgangs M. 20.—

Kants „Revolution der Denkungsart“ als eine problemgeschichtliche Betrachtungsweise.

Von Albert Görland (Hamburg).

Mit den Abstraktionen ihres Denkens, die leer scheinen von der Fülle des Lebens, und mit den Konstruktionen ihres Geistes, die nicht tragfähig scheinen für die Wirklichkeiten, leben die Philosophen gemeinhin für die Philosophen. Aber auch dieser Junft besichert die Laune des Geschicks das seltene Genie, dessen Abstraktionen und Konstruktionen zu wunderbarer Bedeutung für das Leben gelangen. Zwar bedarf es der Zeit, daß sich die Menschen zu den Vorschauungen eines solchen Genies entwickeln und an den Größenmaßstab seiner Konstruktionen gewöhnen. Und es scheint, daß die zwei Jahrhunderte, die seit Kants Geburt vergangen sind, sein Werk im Volke lebendig werden lassen wollen. Übersetze ich unsere Gegenwart mit ihrem drangvollen Willen zu neuen Gestaltungen und besinne ich mich auf die tragenden Ideen des kantischen Werkes, so dünkt mich, daß unsere Zeit näher zu Kant gekommen ist als die Zeit, der er entwuchs.

Unsere Zeit ist so inhaltreich, daß sie nur mit den bedeutsamsten Wendepunkten der Weltgeschichte verglichen werden kann. Klar schon zeigt sich eine geistige Umwälzung größten Ausmaßes auf dem Gebiete exakter Wissenschaft. „Kein physikalischer Satz ist gegenwärtig vor Anzweiflung sicher, alle und jede physikalische Wahrheit gilt als diskutabel.“ Die „Bewegung, welche die theoretische Physik ergriffen hat“, ist „von solch radikaler Art, daß sie ihre Wellen weit über die eigentliche Physik hinaus in die Nachbargebiete der Chemie, Astronomie, ja bis in die Erkenntnistheorie hinein schlägt, und daß in ihrem Gefolge sich wissenschaftliche Kämpfe ankündigen, denen nur noch die um die kopernikanische Weltanschauung geführten vergleichbar sein werden“, sagt Max Planck.

Auf eben dieselbe radikale Umwälzung der Weltanschauung, die durch Kopernikus vollzogen wurde, bezieht sich Kant in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner Kritik der reinen Vernunft, um durch diese Anknüpfung den Charakter und die Bedeutung zu kennzeichnen, die er seinem Werke beilegt.

Kant suchte nach einer Lösung der Schwierigkeiten und Widersprüche, in die die Philosophie seiner Zeit verwickelt war. Er sah, daß es Wissenschaften gab, die aus dem blinden Hin- und Hertappen auf einen geraden und sicheren Heeresweg gelangt waren; so die Mathematik und die Naturwissenschaft. Diese Wand-

lung vom unsicheren Laufen in bruchstückhaften Einzelheiten hin auf den „sicheren Weg der Wissenschaft“ geschah nun nicht allmählich, sondern war ganz allein einer Revolution der Denkart zuzuschreiben, deren Geschichte uns allerdings nicht aufbehalten ist. Ganz so wie in der Mathematik ging es mit den Naturwissenschaften zu; auch auf ihrem Gebiete mußte in den Köpfen ihrer großen Männer, wie Galilei, sich „die so vorteilhafte Revolution ihrer Denkart“ vollziehen, um mit einem Schlage aus den Zufallsgaben eines ziellosen Probierens zur sicheren Herrschaft über Gesetze zu gelangen. Nach solchen Vorbildern fragt nun Kant in Hinsicht auf die Philosophie: „Woran liegt es nun, daß hier noch kein sicherer Weg der Wissenschaft hat gefunden werden können? Ich sollte meinen, die Beispiele der Mathematik und Naturwissenschaft, die durch eine auf einmal zustande gebrachte Revolution das geworden sind, was sie jetzt sind, wären merkwürdig genug, um dem wesentlichen Stücke der Umänderung der Denkart, die ihnen so vorteilhaft geworden ist, nachzuspüren.“ „Es ist hiermit ebenso, als mit den ersten Gedanken des Kopernikus bewandt, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternenheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen, und dagegen die Sterne in Ruhe ließ.“ In solchem Versuche, „das bisherige Verfahren der Metaphysik (d. h. der Philosophie) umzuändern, und zwar dadurch, daß wir nach dem Beispiel der Geometer und Naturforscher eine gänzliche Revolution mit derselben vornehmen, besteht nun das Geschäft dieser Kritik der reinen Vernunft. Sie ist ein Traktat von der Methode“: eben dieser, als Revolution vollzogenen „veränderten Methode der Denkart“.

Plancks Worte sagten uns, daß in unserer Gegenwart, von den exakten Wissenschaften her, in allerweitestem Ausmaße eine Revolution der Denkart sich vollziehen wolle; Kant sann der Methode einer solchen Revolution der Denkart nach. Somit können wir in ihm den Lehrmeister auch unseres eignen, ganz gegenwärtigen Denkens sehen. Wir stellen uns somit als Gegenstand unserer Betrachtung die Methode, die Kant als die „Revolution der Denkart“ bezeichnet.

Kant sucht also am erlauchten Beispiele der exakten Wissenschaften nachzuspüren, wodurch sie ihre großen Fortschritte vollzogen. Solcher großen Fortschritte gibt es nicht viel; es sind die Augenblicke entscheidender Entdeckungen. Solche Entdeckungen beschaffen nicht irgend ein neues Gesetz oder irgend einen neuen Gegenstand, sondern sie sind Gesamtumstellungen des geistigen Blickes, aus denen ganze Systeme von Gesetzen und ganze Reiche neuer Einsichten geboren werden, die aus den Bausteinen der bisher angenommenen Wirklichkeit eine neue aufbauen.

Worin sieht nun Kant die Revolution der Denkart auf dem Gebiete der Mathematik sich betätigen? Überall, wo Erkenntnis stattfindet, handelt es sich darum, zwischen einem Gegebenen und Bestimmten einerseits und einem Unbestimmten, aber zur Bestimmung Aufgegebenen andererseits eine Beziehung herzustellen; (wo „Beziehung“ soll hergestellt werden können, muß

schon eine Spannung vorliegen). Das Erstere ist das, dessen Bestimmtheit in Hinsicht auf das andere gelten soll; das Andere ist das, nach dessen Bestimmung in Hinsicht auf Ersteres gefragt wird.

Was galt nun, ehe die Mathematik auf den sicheren Weg der Wissenschaft gelangt war, in ihr als das Gegebene und Bestimmte? Es war die Form und Gestalt der einzelnen Dinge. Man stellte eine Anzahl von einzelnen Eigenschaften fest, die sich an der Gestalt zeigten. Nun entdeckte das Denken aber auch Beziehungen und Verhältnisse zwischen den Dingen; hatte man drei Sterne in Form eines Dreiecks auf einander bezogen, so sagt das Denken, daß die Entfernung zweier beliebigen Sterne voneinander kleiner ist, als die Summe der Entfernungen jedes der beiden vom Dritten. Dem wurde entgegnet, daß es etwas Subjektives sei, das das Wesen und die Gegebenheit der Sterne nichts angehe; es berühre die Sterne nicht, ob man sie zu dreien oder zu irgend einer anderen Zahl zusammenfasste. Gegeben sei die Gestalt jedes Sternes; das Denken habe die Aufgabe, diese Gestalteeigenschaften zu beschreiben; durch die Dinge habe also erst Bestimmtheit in das an sich unbestimmte Denken zu gelangen. Auf diesem Wege konnte aber nur eine Häufung einzelner Kenntnisse gewonnen werden, die solange Bestand hatten, wie die Dinge sich nicht merklich änderten. Trotzdem aber zeigten sich Sätze über Beziehungen zwischen Dingen, wenn man sie wie Punkte verband, wie eben gesagt bei den Sternen, oder wenn man Beziehungen solcher räumlichen Art an einem Gegenstande selbst herstellte, welche Sätze gar nicht von den Dingen abgelesen waren (denn es waren Sätze über Beziehungen und Verhältnisse zwischen Dingen), die gleichwohl gelten und zwar immer gelten wollten. Das war ein Widerspruch, ein unlösliches Rätsel. Waren die Dinge das Gegebene und Bestimmte, das Denken nur das Unbestimmte, zum Bestimmtworden Aufgegeben, so konnte es bezüglich der Gegenstände keine in der Wirklichkeit bestätigte Aussage enthalten, die sich von ihnen selbst nicht ablesen ließ. Da löste mit einem Schlage eine radikale Umwälzung der Denkart diesen Widerspruch: das Denken enthielt in sich selbst die Kraft der Wirklichkeit: es entwarf aus Eigenem in Konstruktionen die Beziehungen und Verhältnisse, die es „die Räumlichkeit“ nannte. Die Räumlichkeit, das Ganze aller Raumbeziehungen ist das Gegebene. Durch die Konstruktionen, die das Denken vornimmt, bestimmt es erst alles das, was im Raum sein kann; erst aus den im Denken gegebenen Beziehungen und Verhältnissen erhält das einen Sinn, was „Gegenstand“ heißen soll; jene (Beziehungen) gelten vor diesen (Gegenständen). Nun war das Rätsel gelöst, wie das Denken, frei von den einzelnen Gegenständen, gleichwohl über sie allgemein zutreffende Aussagen machen konnte.

Nach dieser Umwälzung des Verhältnisses von Gegebenem und Aufgegebenem sagte man: die Behauptung, die Dinge seien das Gegebene und das Denken nur das Unbestimmte, Leere, dem erst ein Inhalt gegeben werden müsse — wäre ein (metaphysischer oder empiristischer) Anthropomorphismus gewesen, der von der wissenschaftlichen Einsicht abgelöst werden mußte.

Der geometrische Raum war also das Wesentliche, das Geltende, das Ge-

gebene und Bestimmte geworden, die Dinge wurden zum Unbestimmten, zu Punkten X , Y , Z , die erst ihre Beziehungsbestimmtheit, ihren Gehalt zu empfangen hätten. Das Denken ist die Gesetzesquelle aller Raumbestimmtheiten, und die Gegenstände sind das, was durch das Denken erst zu Sinn und Bedeutung gebracht werden muß.

Nach dieser Revolution der Denkungsart gingen nun zwei Jahrtausende ihren neuen Wissenschaftsweg. Wir wollen nicht der Entdeckung der Infinitesimalmethode in ihrer revolutionären Bedeutung nachspüren, sondern zu derjenigen uns wenden, die zu den sogenannten Nichteuclidischen Geometrien führte. Auch zu ihrer Entdeckung veranlaßte ein Widerspruch, ein unlösbares Rätsel, wodurch die geometrische Erkenntnis in große, innere Unruhe versetzt wurde.

Als das Gegebene und also Bestimmte galt das Ganze aller Raumbestimmtheiten, wie es sich in der Tatsächlichkeit des geometrischen Denkens darstellte. Alle Besonderheiten im Raume waren nur Auswirkungen der Bestimmtheit dieses einen Raumes des geometrischen Denkens. Alle Sätze, von den Axiomen an, mußten, wie unabsehbar groß das Feld der sich verästelnden Bestimmung war, einheitlich zusammensehen, weil alle aus der bestimmten Einheit des einen Raumdenkens hervorstüben. Wenn aber so alle Sätze, selbst die Axiome, aus der gegebenen Natur des einen Denkraumes sich ableiten lassen sollen, durch diese bestimmte Natur „des Raumes“ zu ihrer Widerspruchsfreiheit erst bestimmt werden, dann kann es nicht möglich sein, eines dieser Axiome herauszuheben, es so umzuändern, daß es zum Widerspruch mit seiner früheren Form wied, und nun gleichwohl mit den übrigen, aber unverändert gelassenen Axiomen zusammen eine in sich durchaus sinnvolle, d. h. widerspruchsfreie neue Gesamtheit von Sätzen über Raumbestimmtheiten zu gewinnen. Gleichwohl geschah es. Diese Entdeckungen nannte man die Nichteuclidischen Geometrien, gegenüber der einen „euclidischen“, die uns von der Schule her geklärt ist, und die wir als die durch die Natur des Raumes gegebene Geometrie bis dahin ansahen. Diese Entdeckungen enthüllten einen unlösbaren Widerspruch. Von ihm befreite die radikale Änderung der Denkart: Nicht der Raum in seiner Natur ist das Gegebene und Bestimmte, noch die Mannigfaltigkeit, von den Axiomen her bis zu allen möglichen Besonderheiten, das erst zu Suchende und zu Bestimmende, für die Erkenntnis Aufgegebene. Sondern umgekehrt: der Raum ist das in sich völlig Unbestimmte, ohne allen bestimmten Charakter; und die Axiome sind das voraussetzende Gegebene und Bestimmte, das aus sich erst die unbestimmte Räumlichkeit je zu einem Charakter, zu einer besonderen Natur bestimmt. Was mit dem Raum gemeint sei, ist zur besonderen Bestimmung aufgegeben, wird gefragt, ist das Problem; die Axiome in ihrer Bestimmtheit sind das Gegebene, das voraus Gegebene. Diese Revolution der Denkart, die wiederum unter dem Schlagwort des Anthropomorphismus geschah, erlebte „man nicht mehr; aber“ sie würde aus den gedanklichen Zuständen, die er schuf, unmittelbar verständlich.

Ganz aus gleichem Geiste, weil nur in Fortsetzung dieser Methodik erwach-

send, sind die Umwälzungen, die von der Physik heute vollzogen werden, über die wir die Worte Plancks anführten. Wir können hier nicht alle entscheidenden Revolutionen der Denkart auf dem Gebiete der Physik darstellen und müssen uns für die jüngste auf Andeutungen beschränken, indem wir uns auf Plancks schon zitierten Vortrag stützen: die mechanische Naturauffassung, die bis zur heute zur Herrschaft gelangenden Relativitätstheorie das physikalische Weltbild bestimmte hatte, wollte alle Naturvorgänge als Bewegungen einfacher Massenpunkte deuten; nach der Herzschen Theorie, die die mechanische Auffassung zu einer gewissen idealen Vollendung gebracht hatte, beruhten alle Bewegungen letzten Endes ausschließlich auf der Trägheit der Materie. Diese Theorie führte nun notwendig zur Annahme des Lichtäthers, der den ganzen Weltraum erfülle. Aber alle Bestimmungen, die man diesem „rätselhaften Medium“ erteilen mußte, widersprachen den sonstigen Eigenschaften der Materie. Er war das „Schmerzskind der mechanischen Theorie“, das sie mit immer neuen Schwierigkeiten belastete. Da griff die neuere Forschung zur Methode einer radikalen Umwälzung der Denkart. Sie setzte als Ausgang und Gegebenes, statt eines die Welt erfüllenden irgendwie materiellen Lichtäthers, den Widerspruch, das reine Vakuum und fragte nun, wie unter solchen Voraussetzungen dann erst die Beziehungen zwischen den Naturkräften zu bestimmen seien. Damit war der erste Schritt zur Entdeckung des Prinzips der Relativität getan, die jetzt zu einer Umwälzung größten Ausmaßes sich auswehlt.

Die Umwälzung der Denkungsart, die sich von Hume zu Kant vollzogen hatte, ist methodisch leichter verständlich zu machen. Hume war vor einen unlösbaren Widerstreit in der Naturerkenntnis geführt worden. Die Vorgänge der Natur, wie sie sich in unseren Empfindungen anmelden, folgen einander in unbeherrschter Mannigfaltigkeit und stellen sich dem Erkennen nur in den einzelnen Momenten der Empfindungsanmeldung dar. Gleichwohl gibt es etliche Folgen von Empfindungsausagen über Naturvorgänge, die sich als wiederkehrende einprägen, wie die, daß, wenn man sich einem Feuer nähert, Wärme verspürt wird. Darüber aber weit hinaus hat das Denken die Reizung, diese Folge nicht bloß subjektiv als Gewohnheit stehen zu lassen, sondern objektiv eine Verknüpfung der Naturvorgänge selbst, nämlich als Ursache und Wirkung, auszusagen; zu sagen: das Feuer sei die Ursache der Wirkung der Erwärmung. Damit sucht das Denken der Natur ein Gesetz allgemeingültiger Art zuzuschreiben, während das, was der Erkenntnis allein das Gegebene und Bestimmte sein kann, die Empfindungen, nur eine subjektive Aussage über die Gewohnheit eines bloß zeitlichen Nacheinander gestattet. Das Denken, dem alle Bestimmtheit erst aus solchem Empfindungsgeschehen zuwachsen soll, enthält gleichwohl diesen Zwang objektiv bindender Gesetzmäßigkeit, genannt Kausalität, in sich. Das enthüllt einen unlösbaren Widerspruch zu allem Gegebenen der bloßen Empfindungstatsächlichkeit einzelner Abfolgen. Da löst Kant dies Rätsel, (das Hume nicht bewältigen konnte), durch die radikale Umdrehung des Blickes: Nicht die Empfindungsinhalte sind das Bestimmte und Gegebene, während die der äußeren

Natur analoge Zusammenkettung von Empfindungsvorgängen das Aufgegebene ist, sondern das, was wir „Natur“, das Ganze der „Erfahrung“ nennen, ist ein völlig unbestimmtes Mannigfaltiges, ein zu einem Ganzen der „Erfahrung“, zur „Natur“ erst zu Bestimmendes, als ein zu Bestimmendes lediglich Aufgegebenes, während das Gesetz der Kausalität, d. h. die objektive, gesetzliche Beziehung der Vorgänge aufeinander, als Ursache und Wirkung, das schlechthin erste Gegebene und Bestimmte ist. Hume sagt: Gegeben ist das von der Natur in den Empfindungen sich Anmeldende; und er fragte dann: wie kann den Beziehungen unter den Einzelheiten solcher Vorgänge Bestimmtheit zukommen? Das Denkgesetz der Kausalität ließ sich aus solcher Stellung von Gegebenem und Aufgegebenem nicht erklären; es war ein Widerspruch, den Hume ungelöst stehen lassen mußte. Kant vollzog die kopernikanische Umdrehung des Blickes; er setzte als das Gegebene und Bestimmte das objektiv geltensollende Gesetz der Kausalität; und fragte nun: wie ist alsdann die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen als objektive Einheit der Natur auszudrücken? Es soll also aus den an sich unbestimmten Empfindungen ein System meßbarer Abhängigkeiten, d. h. „Natur“ erst erwachsen, indem sie aus den reinen Bedingungen des Denkens nach Zahl, Maß und Gleichung ihre Darstellung erst erfahren. Waren so Kausalgesetz und Zahl, Maß und Gleichung als seine Mittel der Darstellung das Voraufgegebene und Bestimmte geworden, „Natur“ aber das zur Bestimmung erst Aufgegebene, an sich Unbestimmte, so war das Problem und der Widerspruch geschwunden, wie es möglich sei, in objektiven Notwendigkeiten Aussagen über das zu treffen, was nun als Natur zu gelten habe. Dann alle Naturvorgänge konnten nun nichts anderes als nach Maß und Zahl besondere Bestimmungen einer allgemeinen Abhängigkeitsform sein. —

Gehen wir nach diesen Darstellungen der Umwälzungen im naturwissenschaftlichen Erkennen über zu dem, was unmittelbar in die Gestaltung unserer Lebensführung eingreift: auf die Umwälzungen, die das Gebiet der menschlichen Handlungen von inneren Widersprüchen und Rätseln befreien. — Im Naturzustand werden die Menschen in ihren Handlungen durch die Triebe und Reigungen bestimmt, die der Mensch mit den Tieren gemein hat. Durch das Zusammentreten bildet sich ein gewisser Bestand der Sitte heraus, in deren Formen der Verkehr der Menschen verläuft, der aber nach wie vor von triebhaften Reigungen, obzwar in gewissem durchgängigen Gleichklang des Ausdrucks gelenkt wird. Diesem Zustand gegenüber bedeutete die Aufstellung von „Geboten“, wie im Dekalog des alten Testaments, einen Fortschritt der Geschichte, den eine radikale Umwälzung der Denkungsart bewirkte. War vordem das Individuum in der Willkür seiner Triebe gegeben, so war die Verkehrsform der Sitte das, was aus den Reigungen der einzelnen Individuen nach und nach sich bestimmte als die immer deutlicher sich herausstellende Gesamtheit gleichsinniger Triebe; war also der aus den bestimmten Individuen allmählich herauswachsende Gruppencharakter zusammenlebender Einzelwesen. Die Verbundenheit durch Sitte war das an sich Unbestimmte, aber das unausgesetzt zu größerer Bestimmtheit gelangende Aufgegebene; die Willkür der Einzelnen

hingegen war das Gegebene und Bestimmende. Da bildete sich der Widerspruch heraus, daß im Ausdruck der Sitte Verkehrsformen entstanden, die das Individuum einschränkten, sofern es mit den andern in einen ihm nützensvollen Verkehr treten wollte. Das konnte mit der Willkür des Individuum, als dem allein Bestimmenden, nicht zusammen bestehen. Eine radikale Revolution der Denkart schuf den Frieden: die Sitte ist das voraus Gegebene und Bestimmende; was in ihr das Individuum besagen dürfe, ist das erst zu Bestimmende, an sich das Unbestimmte und Geltungslose. Das allgemeine Gebot ist das Geltende, Gegebene; erst durch das Gebot wird der Spielraum geschaffen, in dem für das Individuum das, was es sein darf, bestimmt wird. Durch das Gebot, (wie z. B. im Dekalog) setzt sich die Sitte als das Bestimmte, das Individuum als das Fragliche, das sich erst in dem Rahmen, den die Gebote zeichnen, auswirken darf. Diese Revolution der Denkungsart, die sich in der Segung der Sitte als des durch Gebote Geltenden und Bestimmenden kennzeichnet, ist der erste bedeutsame Fortschritt der Menschen in ihren Verkehrsbeziehungen zueinander.

Durch diese Gebote war nun die Gesellschaft von Menschen im Volkscharakter geltender Sitte gegründet; und innerhalb der in Geboten sich ausprechenden Sitte hatte das Individuum das Maß der Freiheit seiner Willkür bestimmt erhalten; unter Einschränkungen zwar, aber solchen, die ihm durch das gesellschaftliche Leben nützten und ihn auf eine friedlichere, glücklichere Stufe seines Daseins erhoben. Aber die Gesellschaft, die durch Gebote aus sich heraus das die Menschen Bestimmende und Regelnde war, stand in einer Entwicklung. Immer neue Formen des Verkehrs tauchten auf, die sich in neuen Geboten ausdrückten; manche Formen wurden altväterisch und verschwanden. Zwar hatten die Gebote den einzelnen Menschen über seine blinden Begierden und Reigungen hinaus bewußt gemacht, in welchen Formen seines Verhaltens zu den Andern er sich frei ergehen konnte; aber die Gebote selbst zeigten sich als ein nicht schlechthin Bestimmtes und Gesichertes, sondern waren in den Wandel der Zeiten eingebettet. So wurde der Mensch im Spielraum seiner Freiheit und im Wissen um das Geltende beunruhigt und bedroht. Für ihn unübersehbare, sinnlose Gliederungen und Besonderungen nach Berufen, Ständen und Klassen traten ein und machten die Sitte zu einem babylonischen Turmbau von Geboten. Damit entspringt der Widerspruch im Verhältnis von Sitte und Individuum. Der Sinn der Gebote war der, das Individuum, aus seiner eigenen Willkür und seinem Widerstreit zu den Bedingungen des Verkehrs heraus, bewußt zu machen über die Bestimmtheiten der Sitte, die ihm den Spielraum seiner nun unbedrohten Freiheit anwies. Da zeigt sich, daß die Sitte selbst keine Bestimmtheit hat; daß sie den unbestimmten Wandlungen in der Zeit unterworfen ist. Damit geht der Sinn der Sitte für das Individuum verloren; sie wird eine in ihren Grenzen völlig schwankende Häufung von Hemmungen der Freiheit des Einzelnen. Da erhebt sich die Forderung der Menschen nach einem Gesetz für menschliches Handeln, das ganz frei ist von allen Veränderungen, ledig ist aller Sonderungen der Menschen und daraus entspringenden Ungleichheiten der Ge-

bundenheit durch Sitte; es erhebt sich das Verlangen nach einem durchaus entwicklungslosen, also unwirklichen Gebote, das sich in keine unübersehbare Mannigfaltigkeit spaltet, sondern schlechthin einheitlich und einfach ist. Diese Forderung kann die Sitte nicht erfüllen; sie widerspricht ihr in jedem Gedanken. Sie sollte die Freiheit des Individuums bestimmen und ist zum Despoten, zum willkürlich Gebietenden geworden.

Da schafft die radikale Revolution der Denkart die Aufhebung des Widerspruchs. Die Sitte ist nicht das Gegebene und als solches das Bestimmte; sie kennt nicht einmal das Gesetz ihrer Entwicklung. Sie ist zu gestalten, zu gestalten vom Willen der Menschen. Gegeben ist das Bewußtsein eines entwicklungslosen, daher unwirklichen und einfachen Gesetzes, das allein darum, weil es unwirklich und einfach ist, die Sitte, d. h. die Beziehungen der Menschen zueinander, regelt. Das Geschehen zwischen den Menschen ist an sich geltungslos, unbestimmt, ist erst aus dem schlechthin gesetzgebenden Willen des Menschen zu gestalten und also zu bestimmen. — Damit wandelt sich der Sinn des Individuums radikal. Das Individuum hat sich zur Person gesteigert. Das ist die Revolution der Denkart, die Kant auf dem Gebiet der Sitte vollzieht, durch welche Umwälzung die Sitte das unausgesetzt (nach Maßgabe des schlechthin gegebenen obersten Willensgesetzes) zu bestimmende und zu gestaltende Gebiet der Sittlichkeit wird. Das oberste Gesetz, die Gegebenheit für alles Handeln heißt: „Handle so, daß du die Menschheit in deiner Person, wie in der Person eines jeden andern niemals bloß als Mittel, sondern stets zugleich als Zweck brauchst“. Durch die Gegebenheit dieses obersten, einfachen und zeitenthobenen Gesetzes des Willens wird das Individuum aus dem Sklavenstand unter der Despotie einer geltenwollenden Willkür der Sitte zur Freiheit der Person, durch die Bewußtheit dieses Gesetzes, erhoben. Auch der Sinn des Gebotes ändert sich; das Gebot ist nicht der Ausdruck für das Gegebene eines gesellschaftlichen Zwanges, aus dem der Wille Maß und Richtung erst erhält; sondern Gebot wird der einfache und zeitenthobene Ausdruck für die unablässig offene Aufgabe, eine Gemeinschaftsform in der Zukunft zu gestalten; so ist alle Mannigfaltigkeit, die in die Zukunft sich ausbreitet, befaßt, gerichtet, in alle Zernen bestimmbar. Damit ist jene Forderung nach bewußter Freiheit des Handelns aus der Einheit und Zeitenthobenheit des Gesetzes erfüllt und zugleich die fließende Gesellschaft der Menschen durch die Bestimmtheit der Form und des Weges als in Zukunft unausgesetzt weiter sich bestimmender Gemeinschaft der Menschen gewonnen. Aus der Gegebenheit der Sitte erhebt durch diese Wandlung der Denkart das Aufgegebene, auf die Zukunft gerichtete Reich der Gerechtigkeit aus Freiheit und Gleichheit. —

Mit dieser radikalen Umwälzung, durch die an die Stelle der Sitte die Sittlichkeit sich setzt, vollzieht sich zugleich die radikale Umwälzung im Sinne des Rechts. Kant geht von den Formulierungen „Hobbes“ aus, um die Entstehung des Rechtszustandes der Menschen zu begreifen. Er sagt mit Hobbes: der Naturstand der Menschen ist ein Kriegszustand; d. i. wenngleich nicht immer ein Austausch von Feindseligkeiten, doch immerwährende Bedrohung

durch sie. Diesen Charakter erhält der Naturzustand der Menschen dadurch, daß jeder auf alles, was ihm Nutzen in Aussicht stellt, seine Hand zu legen begehrt. Dadurch wird er zur Bedrohung des Andern in seinem Besitzstand. Alle sind also mögliche oder wirkliche Feinde, die einander ihr Besitztum streitig machen.

Da betätigt sich eine radikale Revolution der Denkungsart, durch die das Recht entspringt. Das, was bislang in seinen unbestimmten, schweifenden Neigungen und Begierden das Bedrohende war: die andern Menschen, sollen mit mir zusammen zum Schutz und zur Garantie meines Besitzes werden. Wie geschieht das? Wie ist mein Eigennutz und meine Begierde, auf alles Hand zu legen, alsdann zu bestimmen? Ich kennzeichne öffentlich meinen Besitz und erkläre, darüber eigenmächtig nicht hinauszugehen. Sobald dieses Versprechen von jedem gemacht ist, wird durch diesen Vertrag ein Friedenszustand geschaffen. *Suum cuique*, „Jedem das Seine“ heißt dann das Recht und die Garantie des Mein und Dein durch das Recht. Das Recht ist also die Regel, nach der der freie Gebrauch meiner Willkür mit der Freiheit von jedermann allgemein zusammen bestehen kann. Gegeben war also der Rechtsverband Aller zum Zwecke der Garantie des Eigentumsbestandes jedes Einzelnen. Daraus entsprang für den Einzelnen die gesicherte Aufgabe, auf Grund seines Eigentums frei in nutzbringenden Verkehr mit den andern einzutreten.

Mit dieser Revolution der Denkart war auch eine politische Umwälzung erfolgt, die Umwälzung gegenüber einem zwangsweisen Beisammen von Menschen, das statt durch ein Vertragsrecht durch Verhaltensmaßregeln, über Untertanen diktiert, zustande gekommen war. Diese Gewaltregelung ging von einem Mächtigen oder einer Gruppe solcher aus. Durch die Despotie solcher Verhaltensregeln über Untertanen (Unfreie) war Besitz nur in Händen der Machthaber; die Untertanen waren Hörige, lebende Sachen, also selbst-Besitztum. Für die Hörigen bestand also nicht der Satz: „Jedem des Seine“, weil sie kein Selbst waren. Gegeben war also die Gewalt; ausgegeben waren Regeln des Verhaltens für lebende, wie für unlebendige (tote) Besitztümer. Da entsprang der revolutionierende Gedanke in den, in ihrer Verwendungswertigkeit für die Machthaber zu bestimmenden Hörigen oder Untertanen: der Gedanke der Menschenrechte. Der bislang an sich unbestimmte, seine Bestimmung allein vom Machthaber empfangende Untertan setzte sich als das durch Urwerte, die unveräußerlichen Menschenrechte Bestimmte, das von sich aus die Frage an die Gewalt richtete, wodurch sie ihre Bestimmung erfahre, wodurch sie legitimiert sei. Die Gewalt wurde zum Abhängigen, zum Zubestimmenden gemacht. Man fragte die Gewalt nach dem Grunde der Autorität. Gegeben war die Form des Jedermann, d. h. das Recht. „Jedermann“ war das Urbestimmte; aus dieser Form des „Jedermann“ erst bestimmte sich das, was Gewalt heißen dürfte: als Autorität. Sie war als Regierung an sich völlig unbestimmt, erhielt ihre Bestimmung erst durch die Form des Jedermann, wurde dadurch zur Exekutive einer allgemeinen Garantie des *suum cuique*.

Durch diese Revolution der Denkungsart, die das Recht im Sinne einer

Garantieforniel der Verfügungsfreiheit von Jedermann über das Seinige erzeugte, war das Eigentum eines Jeden als das ursprünglich Gegebene geregelt und gesichert.

Dieser Regelung entspricht der Rechtsbegriff, den Kant seiner Rechtslehre zum Grunde legt. Gegeben war das Eigentum von Jedermann als das Gewisse und Bestimmte. Aufgegeben war die Regelung des menschlichen Verkehrs auf Grund und in Mitteln des Eigentums.

Zeigen wir auf, wie an diesem Bestand eines Gegebenen und eines Aufgegebenen eine neue Revolution der Denkart sich vollzieht, inmitten der wir heute stehen. Das ursprünglich Gegebene ist also das Eigentum von Jedermann, garantiert durch die Vertragsgesamtheit aller Einzelnen, d. h. durch den Staat. Jedermann ist also Mitglied dieses Staates, d. h. Bürger, sofern er die einzige dazu erforderliche Qualität zeigt: „daß er sein eigener Herr sei, mithin irgend ein Eigentum habe“, sagt Kant: („Über den Gemeinspruch: das mag in der Theorie“ usw. II, 3), „d. i., daß er in denen Fällen, wo er von Andern erwerben muß, um zu leben, nur durch Veräußerung dessen, was sein ist, erwerbe, nicht durch Bewilligung, die er Andern gibt, von seinen Kräften Gebrauch zu machen, folglich daß er Niemandem im eigentlichen Sinne des Wortes diene“. Danach sind der Hausbediente, der Ladien-dienet, der Tagelöhner, selbst der Friseur für Kant bloß operarii („Arbeiter“) und darum nicht Staatsglieder, mithin auch nicht zu Bürgern qualifiziert. Und am Schluß der Anmerkung, die Kant zu diesem Gedanken macht, steht ein Satz, der den ungeheuren inneren Widerspruch ahnt, den die Geschichte des Rechtsbegriffs alsbald nach Kant aufdeckt, und der zur Revolution der Denkungsart treibt; dieser Schlusssatz heißt: „Es ist, ich gestehe es, etwas schwer, die Erfordernis zu bestimmen, um auf den Stand eines Menschen, der sein eigener Herr ist, Anspruch machen zu können“. Der Begriff des Eigentums hat seine Selbstsicherheit verloren; denn es zeigt sich, daß es Menschen gibt, die aus dem allein Wertenden und Bestimmungsgebenden des Eigentums nicht zu bestimmen und zu werten sind, weil sie kein Eigentum haben; sie sind nicht ein „Jedermann“, weil sie nicht ein Ihriges haben. Sie sind rechtsunbestimmt. Das Recht aber war bestimmt durch die Allgemeinheit der Regelung des Verkehrs der Menschen; nur aus dieser Allgemeinverbundenheit von Jedermann entsprang die Garantie des Bestandes an Eigentum; sie wurde durch die eigentumslosen, also rechtsunbestimmten, bloßen „Arbeiter“ prinzipiell entlockt, in sich selbst rätselhaft und widerspruchsbekannt.

Da erzeugt nun eine Revolution der Denkungsart eine radikale Änderung, die den Höhepunkt ihrer Erberschütterung noch nicht erreicht hat. Nicht das Eigentum ist Grund und Gegenstand des Rechts, nicht es ist das Vorausbestimmte und Urgegebene, um aus ihm den rechtsgarantierten Verkehr von Mensch zu Mensch erst zu bestimmen; sondern das Urgegebene ist das, daß ein Mensch für die Andern Mittel schafft, frei zu sein über den Hemmungen, die das natürliche Dasein bereitet; das Urgegebene ist die wertschaffende Arbeit, das ineinandergreifende Ganze der unendlich mannigfach sich gestaltenden Ar-

beit der Gemeinschaft aus dem Grundgesetz des Willens, die Mittel herzustellen, durch die der Mensch frei werde vom Zwange seiner Naturbedingtheit. Und aufgegeben ist, aus dem Werte der Arbeit für den Zweck der Gemeinschaft den Anspruch eines Jeden auf die aus der Arbeit entspringenen Güter zu bestimmen.

So ist Eigentum ein an sich völlig Unbestimmtes, erhält seine Bestimmung erst durch das Recht, das aus der Gemeinschaftswertigkeit der Arbeit sich herleitet. Aus der Arbeit erst geht das hervor, was durch das Recht Eigentum werden kann; Eigentum ist nicht ein Ursprüngliches, „Besitz“, sondern ist ein zu Bestimmendes, Erworbenes aus gemeinschaftswertiger Arbeit, erteilt aus dem Recht der ursprünglichen, urregelten Arbeitsgenossenschaft. Nicht Garantie des Eigentums jedes Einzelnen und Bestimmung eines Nutzverkehrs in der Gesellschaft der Einzelnen, sondern Garantie einer allbefassenden Arbeitsgenossenschaft und Bestimmung des Eigentums jedes Einzelnen nach Maß des Gemeinschaftswertes seiner Arbeit. Es gibt nicht ein Recht aus Einzeleigentum und daraus zu bestimmen ein Recht auf den Nutzverkehr der Menschen, sondern nur ein Recht aus der gemeinschaftswertigen Arbeit und daraus abgeleitet das Recht auf die freie Verwendung des arbeitserworbenen Eigentums.

Diese Revolution der Denkungsart, die, statt auf einem Urrecht aus Eigentum, auf dem Urrecht aus Arbeit beruht, hat ihren Schöpfer in Fichte. „Eigentum bedeutet eigentlich Freiheit, MúÙe durch Arbeit erworben“ sagt er in seiner Rechtslehre. In Fichte bricht jener Widerspruch offen auf, den wir sich anmelden sahen im Satze Kants über den Widerspruch zwischen Bürger und operarii. Wir müssen auch Rousseau nennen, der gleichfalls den Eigentumsbegriff in seiner Selbstsicherheit durch den Urbegriff der Arbeit erschütterte. —

Wenden wir uns kurz dazu, diese Methode der Revolution der Denkungsart bei Kant auf dem Gebiete der Weltgeschichte aufzuzeigen; er wendet sie in seinen beiden kleinen Schriften an: erstens der „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“; sodann in seinem Versuch „Zum ewigen Frieden“. — Sieht man das Tun und Treiben des Menschen auf der Weltbühne an, so scheint es nichts als ein Chaos, aus Tollheit und kindischer Bosheit zusammengewebt; denn alle werden nur von dem Triebe der Ungefelligkeit, die ihnen mit der Tierheit eingepflanzt ist, bewegt. Wie läÙt sich bei solchen Gegebenheiten ein Ganzes, im Sinne einer Weltgeschichte, begreifen? Bislang wurde das Verhältnis zwischen Gegebenem und Aufgegebenem so gesehen: Gegeben war eine Mannigfaltigkeit von Völkertypen, Rassen, die mit bestimmten, naturgegebenen, im Urfaktum des „Blutes“ urbegündeten Eigenschaften ausgezeichnet sind. Jede dieser Rassen leitete aus dieser Blutbestimmtheit den Anspruch ab, das im Weltgeschehen „ausgewählte Volk“ zu sein, das mit dem Mittel der Gewalt, die, wenn sie organisiert ist, Krieg heißt, den Weltimperialismus über alle anderen Völker durchzusetzen die Aufgabe hat. Aufgegeben ist also die Durchsetzung der Einheit einer Weltherrschaft aus der Gegebenheit einer ausgewählten Rasse über alle anderen; das Mittel ist die Gewalt, sei es die heimlich in Mitteln der Staatsklugheit (Diplomatie) oder die offene in Mitteln

des Krieges wirkende Gewalt. Da macht sich im Beisammen der Rassen der Umstand geltend, daß die Kräfte keiner Rasse ausreichen, den Weltimperialismus über alle anderen durchzusetzen. Es entstehen Kriege allseitig zermürbender Art, die zu einem Ermattungsfrieden zwingen; die Absicht, durch den Weltimperialismus von sich für „ausgewählt“ haltenden Völkern zur sinnvollen Einheit eines Weltgeschehens zu gelangen, enthüllt einen unaufhebbaren Widerspruch. Da vollzieht Kant eine Revolution der Betrachtungsart:

Gegeben ist die tief in allem Weltgeschehen verborgene Weisheit einer Vorsehung, die die Einheit eines Bundes unter gleichberechtigten Völkern will, die in ihrer Besonderheit einander wertvoll und unentbehrlich werden, und die im Austausch ihrer zivilisatorischen, kulturellen und sittlichen nationalen Besonderheiten eine Gesellschaft freier Staaten bilden sollen, damit ein übernationales Reich der Freiheit und Gerechtigkeit sich erbaue, in dem ein jeder Volksstaat ein eigenartiges, unentbehrliches Glied eines republikanischen Ganzen der Menschheit werde. Nicht die Gewaltanmaßung eines ausgewählten Volkes ist das Gegebene. Das Aufgegebene für jedes Volk ist, sich aus seinen nationalen Bedingungen auf unendlichem Wege immer deutlicher und klarer zu einer wertvollen Besonderheit der Menschheitsidee herauszubilden. Nicht ist das Aufgegebene, vermittels des Krieges und der den Krieg vorbereitenden Geheimdiplomatie, die anderen Völker einem nationalen Weltimperialismus zu unterwerfen; sondern in der Vorsehung der Welt ist das Urgesetzte der Weltimperialismus der einheitlichen Menschheitsidee eines Reiches der Gerechtigkeit und sittlichen Freiheit, aus der heraus sich die Wirklichkeiten der nationalen Besonderheiten unbegrenzt klarer, wertvoller und unentbehrlich für das Ganze des Menschengeschlechts herauszubilden haben.

Bei dieser Umkehrung der Denkart ist zu fragen: wie kann, wenn doch die Vorsehung ein Friedensreich der Freiheit und Gerechtigkeit aller Menschen uranfänglich in allem Geschehen betreibt, — wie kann dann die Tatsache der Kriege und der ungeselligen Triebe der Menschen sinnvoll werden? Nur dann, wenn sie nicht als ewig Gegebenes, Selbstverständliches, alles aus sich erst Bestimmendes betrachtet werden; sondern umgekehrt: wenn sie als ein bloßes Mittel betrachtet werden, das unausgesetzt mehr zurückgedrängt, entbehrlich und als an sich selbst sinnwidrig erkannt wird. Im Bewußtsein unseres Geschlechtes hat die Absicht der Vorsehung allmählich erst sich auszuwirken; das Menschengeschlecht erbaut sich ja über der Tierheit erst zu einem Reiche der Sittlichkeit; da ist der Krieg das schicksalsharte Zuchtmittel der Besinnung, darauf, daß die Menschen nicht sinnwidrig durch die Furcht, sondern sinnvoll durch den Nutzen zu den anderen Völkern in Beziehung treten; die Härten der Kriege wachsen unausgesetzt; mehr und mehr offenbart sich, daß die Folgen der Kriege beide Seiten der Kämpfenden zermürt; ihr entspringt durch die Zuchtrute der Kriegswirkungen, an Stelle der Gewalt und der Furcht der Völker gegen einander der Wille zum Nutzen der Völker für einander. Durch diese Revolution der Gesichtseinsicht muß unser Geschlecht hindurch: durch diese Revolution der Denkart realster Härte und leidenschaftlichsten Kampfes; eine Revolu-

tion der Denkart, die über dem brutal gemächlichen Sage: „Es wird und muß immer Krieg sein“ den neuen, mahnenden Satz Kants aufrichtet: „Es soll kein Krieg sein“. Nicht sind die Menschen in ihren feindseligen Trieben und Gewaltlüsten das Urgegebene, aus sich alles Geschehen Bestimmende; und darum die Geschichte aufgegeben als sich vorbereitender oder wirklicher Kriegszustand zum Zwecke des Weltimperialismus eines auserwählten Volkes über alle — sondern die Urbestimmtheit der Weltweisheit ist, daß die Gesetze des Natürlichen und die Gesetze der Menschheit in Einheit stehen, so daß Urleitsatz des Willens ist: „Es soll kein Krieg sein“. Dann ist den Menschen aufgegeben, die Triebe des Eigennuzes und der Ungefelligkeit in uns so zu verstehen, zu lenken und zu bilden, daß sie dem nutz- und freudebringenden Verkehr national besonderer Völker in Formen des Rechts kraftvolle Diener werden.

Eine Revolution der Denkart von unüberbietbarer Kühnheit vollzog Kant auf religiösem Gebiete. Auf keinem andern Gebiete unseres Erlebens scheint das Verhältnis eines Gegebenen, von sich aus alles Bestimmenden: zum erst zu Bestimmenden und Aufgegebenen so eindeutig und unveränderlich fest zu liegen, wie auf dem des Verhältnisses von Gott und Mensch. Alle Attribute, durch die die Theologie Gott zu erfassen suchte, sind absolute, unableitbare, letztlich alles aus sich erst Bestimmende Ausdrücke: die Allmacht, die Ewigkeit, die Allwissenheit, Allgegenwärtigkeit usw. Aus dem völlig Unbestimmten schafft Gott und bringt das All (und als ein Bestandteil des All: den Menschen) als sein Werk zur Bestimmtheit. Der Schöpfungsbericht der Genesis ist hierfür ein klassischer Zeuge. Durch eine erste religiöse Revolution der Denkungsart entsteht das erste, eigentlich religiöse Erlebnis, das in der über alles hinausgehobenen Beziehung von Gott und Mensch besteht: die Vorstellung der Sünde zerreißt das bloße Schöpferband zwischen Gott und Mensch, um nun erst rein das religiöse Verhältnis von Gott und Seele herzustellen. Die Einheit von Gott und Mensch, als das im Schöpfungsakt Urgegebene, wird aufgehoben und verwandelt in ein religiös Aufgegebenes der zu Gott sich läuternden Seele. Gegeben bleibt als das Bestimmte, das aus sich heraus für den Menschen Wertbestimmende, zwar die Heiligkeit Gottes, als der Ursprung und der Wahrer der sittlichen Gebote, durch deren Erfüllung allein die Seele zu ihrem religiösem Einzigkeitswert über alle Kreatur hinaus gelangt. Das Verhältnis zwischen dem religiös Gegebenen und dem Aufgegebenen ist also das der Heiligkeit Gottes und der sich aus der Sünde läuternden Seele. Aber nun entsteht in dieser Beziehung alsbald die tiefstwählende Unruhe eines inneren Widerspruchs. Die Sünde ist die religiöse Entdeckung einer Besonderheit der Seele gegenüber aller Kreatur. Der Stein und das Tier sündigen nicht; die Sünde sagt, daß der Mensch handelt, und daß seinem Willen der Ursprung der Handlung zugerechnet werden muß; und auch die Läuterung zum Sittlichen muß sein eigenes Werk sein, wenn sie die Seele zu Gott erheben soll. Wie kann bei der heiligen Allmacht die Sünde in die Welt kommen, und muß die Seele nicht willensfrei und also uncreatürlich sein, wenn sie der Sünde soll ledig werden? An diesen Rätseln zermürbt sich das religiöse Leben, findet die theologische Spekula-

tion den Gegenstand zur Betätigung sei es phantastischer, sei es haarspaltender Dogmatik und gewinnt die Kirche ihre Machtstellung als sakramentale Anstalt — alles, ohne Herr dieser tiefsten Widersprüche, die den Geist des Menschen je bewegt haben, werden zu können. — Da ändert Kant das Verhältnis des religiös Unbedingten zum religiös Bedingten durch eine Revolution der Denkungsart: das Urgegebene ist die Freiheit des Willens, d. h. der an nichts hängende, von nichts anderem abgeleitete Besitz des unbedingten Vernunftgesetzes für das Handeln. „Die Moral, sofern sie auf dem Begriffe des Menschen als eines freien, eben darum aber auch sich selbst durch seine Vernunft an unbedingte Gesetze bindenden Wesens gegründet ist, bedarf weder der Idee eines anderen Wesens über ihm, um seine Pflicht zu erkennen, noch einer anderen Triebfeder als des Gesetzes selbst, um sie zu beobachten“ sagt Kant (Vorrede zur „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“). Damit hört Gott in dem, was das eigentlich religiöse Verhältnis zur Seele des Menschen angeht: in der Heiligkeit der sittlichen Gebote, auf, das Urgegebene, den Willen in seiner Pflicht der Läuterung Bestimmende zu sein. Gegeben, unbedingt bestimmt ist dem Willen das Gesetz des Handelns, das in seiner Vernunft gegründet ist, aus ihr entspringt. Der Wille ist also in der Unbedingtheit und Unableitbarkeit seines Gesetzes frei. Aber nun entsteht aus solchem Urgegebenen eine Forderung, entspringt als Folge und Abgeleitetes die Annahme der Idee eines höchsten Gutes in der Welt, als eines Zustandes der Welt, in der unsere Pflichterfüllung und unsere Glückseligkeit zusammen stimmen, zu dessen Möglichkeit wir ein höheres, moralisches, heiligstes und allvermögendes Wesen annehmen müssen. „Aber, was hier das Bornehmste ist: diese Idee geht aus der Moral hervor und ist nicht die Grundlage derselben“, sagt Kant. Das heißt: die Idee Gottes ist die von der Moral aufgegebene Setzung, ein Postulat der Moral, aber nicht ist die Moral ein Diktat eines den Menschen bindenden Gottes. „Selbst der Heilige des Evangelii muß zuvor mit unserm Ideal der sittlichen Vollkommenheit verglichen werden, ehe man ihn dafür erkennt. Woher haben wir aber den Begriff von Gott als dem höchsten Gut? Lediglich aus der Idee, die die Vernunft apriori von sittlicher Vollkommenheit entwirft und mit dem Begriffe eines freien Willens unzertrennlich verknüpft“. —

Die Kantische Revolution der Denkungsart ist demnach nicht ein einmaliger Akt, sondern betätigt sich immer von neuem und erweist sich also als eine Methode, deren Grundstruktur darauf beruht, daß all unser geistiges Verhalten ein Spannungsverhältnis ist zwischen einem als geltend gesetzten Bestimmenden, Sinngebenden, Gesetzlichen einerseits und einem zur Bestimmung Aufgegebenen, Gegenständlichen andererseits. Es handelt sich überall und stets um das Spannungsverhältnis von These und Problem. Immer wird in unserm Erleben an jeder Stelle die Frage aufstauen, die an dieser Stelle unser Erleben zu einer Spannung bringt zwischen einem, über das die Frage Bescheid wissen will, und einem, durch das sie Bescheid wissen will. Nun gibt es nichts, das restlos bloß fraglich ist, sowenig wie etwas, das restlos fraglos

gewiß ist. Jede Frage, durch die das Leben die Erlebensspannung des „Was — ist — das?“ erhält, ist nur eine Verengung, eine „Abstraktion“, ist wie eine momentane Wellenspitze aus dem unendlichen Meere des Geschehens. Das, um dessen willen wir fragen, ist immer unendlich viel mehr, als das, was da geltende Antwort und sinngabendes Gesetz sein will; und alles geltensollende Gesetzte, d. h. „Gesetz“, hat einen ungedeckten Rücken, an dem es fraglich ist. So kann denn aus der Lebensfülle des Problematischen die Frage an die Abstraktionsenge des geltenden Gesetzes immer neu aufspringen, die Frage, die nun aus der Lebensfülle des bisherigen Problematischen ein bislang unerfaßtes Motiv zur Dominante macht, aus deren Sinn die Lebensfülle zu deuten versucht und somit auch das bislang dominierende Motiv in das Ganze des Fraglichen und erst zu Bestimmenden zurückbezogen wird. Und wir erkennen, daß die „Revolution“ in dem, was Geltendes (Thesis) und was Zube bestimmendes (Problem) sein soll, unendlich möglich ist und unendlich notwendig ist. Die „Revolution der Denkungsart“ ist also eine Methode; eine Methode, um den Gang der bislang verflochtenen Geschichte als eine geordnete Abfolge erfassbar zu machen, also eine geschichtsphilosophische Methode; sie führt bis zur Schwelle der Gegenwart und wird zum Mittel, in dem der geniale Geist der Gegenwart mit seiner revolutionierenden Tat sich legitimiert aus einem Gesetz der Geschichte. Aber diese Methode der „Revolution der Denkungsart“ ist kein Schema, mit dem wir den Gang der Zukunft errechnen könnten. Sie ist, rekonstruktiv gehandhabt, eine wissenschaftliche Maxime; konstruktiv gehandhabt aber utopisch. Daraus ergibt sich, daß der Genius (wie Kant) vermeint, daß in ihm aus seiner Gegenwartstat sich diese Methode erfüllt und erleidet habe, weil sie blind ist auf Zukunft, die ein Vorrecht der Vorsehung ist. Damit teilt diese kantische Methode der „Revolution der Denkungsart“ ihr Los mit der Fichteschen Methode einer Problementwicklung von Thesis, Antithesis und Synthesis und mit der gleichsinnigen Dialektik Hegels.

Wir haben uns nicht angemacht, diese Methode als solche und ihre letzten, bis in die Tiefen philosophischer Spekulation reichenden Wurzeln aufzuzeigen. ¹⁰⁰ „Wit-jene,“ ino-her-ve-isk-hisch-dep-ya-ak-ka, ga, ur-Gen, die, wie vorzüglich dem kantischen Wunderwerke entnehmen, ihre einzelne Auswirkung aufzuzeigen und durch ihre wiederholte Anwendung im selben Gebiete einsichtig zu machen, daß es sich nicht um einen einmaligen Akt, sondern um eine immer neu vom Genius der Geschichte zu betätigende Methode handelt.

Kultur und Gemeinschaft.

Von Johannes M. Berweyen (Bonn).

Alle Kultur ist geistige Wertgemeinschaft, darum schon als solche eine soziale Angelegenheit. In ihrer Entfaltung beruht sie, wie es Herder in seinen „Ideen der Geschichte der Menschheit“ ausdrückte, auf der „Zusammenwirkung der Individuen, die uns allein zum Menschen macht“. Je nach den dabei wirksam werdenden besonderen Aufbauprinzipien bilden sich verschiedene „Kulturkreise“, welche in führenden Individuen als Träger eines neuen geistigen Wertprozesses ihren Mittelpunkt finden. Innerhalb desselben Kulturkreises hebt ein gegenseitiges Sichverstehen, wenigstens in den Grundangelegenheiten des Lebens, an und gewinnt innerhalb desselben auf der gleichen Kulturebene noch eine verstärkte Form, wobei die Sprache ein bedeutungsvolles natürliches Bindemittel darstellt.

Die allgemeine gemeinschaftsbildende Funktion der Kultur prägt sich auf den einzelnen Kulturgebieten in besonderer Weise aus.

Aller Wahrheitsdienst, sowohl der methodisch und systematisch geordnete als auch der vorwissenschaftliche, vollzieht sich im Zeichen der geistigen Wertgemeinschaft des logisch Richtigen. Die Idee gültigen Denkens ist von dem Vorworts „vel Verkenens“ schryft, zu ‘shydenen. Das Verkenen. Is ‘selikshye. Woyany verläuft in der Zeit und ist geknüpft an eine bestimmte seelisch leibliche Organisation des Denkenden. Das richtig Gedachte dagegen verweist auf das Reich der Wahrheit, das als solches raum- und zeitlos alle richtig Denkenden umspannt. „Allgemein“gültigkeit ist demnach nicht nur ein logischer, sondern auch ein sozialer Begriff, durch den alle Wahrheitsfucher wie durch ein gemeinsames Aufbauprinzip verbunden sind.

Die damit angedeutete geistige Gemeinschaft haftet nicht ausschließlich in der Übereinstimmung im Ergebnis. Sie beruht bereits auf der gleichen Bezugsrichtung, auf dem gemeinsamen Streben nach dem Ziel der Wahrheit. Auch dort, wo die Ergebnisse der Forschung weit voneinander abweichen, kann das gleiche Band des Wahrheitsdienstes die sich strebend um Erkenntnis bemühen den Menschen, alle sich selbst recht begreifenden „Studiosi“ jeglichen Alters und jeglicher Fakultät, umschlingen.

Das überindividuelle und insofern bereits sozial betonte Ziel der Wissenschaft zeigt seinen Gemeinschaftscharakter vollends im Lichte der Geschichte. Jahrhunderte und Jahrtausende schufen an dem Bau der abendländischen Wissenschaft. Die geschichtliche Entwicklung führt zu einem immer engeren Zusammenarbeiten der Individuen und einzelnen Gruppen zum Zweck des Weltbegreifens. Die jonischen Naturphilosophen, die im sechsten vorchristlichen Jahrhundert erstmalig die Frage nach der natürlichen Entstehung der Welt aufwarfen und mit Hilfe der Beobachtung wie des Denkens beantworteten, waren wesentlich auf ihre eigenen Kräfte angewiesen. Die heutigen Forscher stehen in lebendiger Wechselwirkung, empfangen Fragestellungen und Antworten in weitem Ausmaße aus dem reichen Strome der Überlieferung. Dank deren

wachsender Macht wird es immer schwieriger im Einzelfalle festzustellen, wieviel der Einzelne an Denkformen wie Denkinhalten von der Tradition übernahm, wieviel er selbständig aus sich hervorbrachte. Ein begabter Anfänger der Philosophie kann in der Gegenwart um mehr Problemstellungen und Problemlösungen wissen als ein Denker des griechischen Altertums wie Platon, ohne dessen Originalität zu erreichen.

Schon im frühesten griechischen Altertum bildeten sich Schulen um führende Persönlichkeiten des philosophischen Lebens wie Pythagoras und Sokrates, Platon und Aristoteles. Man pflegte die Kunst des wissenschaftlichen Gesprächs, der Rede und Gegenrede — das *Dialektikon*, wie man es nannte — und behielt, zumal innerhalb der aristotelischen Schule, den Zusammenhang mit der Denkarbeit Früherer gegenwärtig. Als Kaiser Justinian 529 die griechischen Philosophenschulen schließen ließ, war gleichwohl die Tradition mit dem Griechentum im Abendlande nicht abgebrochen. In dem gleichen Jahr erhob sich das erste Benediktinerkloster auf Monte Cassino, gleichsam als Sinnbild der nunmehr in den Klöstern gepflegten Gemeinschaft des erkennenden Geistes. Klosters- und Domschulen wurden die Stätten der Bildung des Klerus. Durch Zusammenlegung mehrerer in Paris bestehender Klosterschulen bildete sich dort um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts die erste Universität, deren Name bereits auf einem erhöhten Grad des geistigen Zusammenwirkens hindeutet.

Mit den in rascher Folge sich mehrenden Universitäten erhielt das neuzeitliche Geistesleben Sammelpunkte der Gemeinschaft wissenschaftlich Lehrender und Lernender. Hinzu traten Akademien, benannt nach dem, einem griechischen Lokalheros *Akademios* geweihten, *Haine*, in welchem Platon zu Athen mit der Schar seiner Jünger gedanklichen Austausch über die letzten Dinge der Welt und des Menschenbaseins pflegte.

Das gemeinsame Schaffen an dem Bau wissenschaftlicher Erkenntnis ist folglich in zunehmender Steigerung begriffen und bildet einen charakteristischen Tatbestand in der Kulturgeschichte des Abendlandes.

Auch die Verwurzelung des Kunstwerkes in der Individualität des Schöpfers schließt die Beziehung seines Schaffens zu der Gemeinschaft nicht aus, sondern ein. Durch jeden Künstler flutet der Strom der Überlieferung, mag er seine alte Richtung bewahren oder in eine neue gelenkt werden. Die Bereitschaft in der Schule alter Meister lernend zu verweilen, sich hier das technische Rüstzeug zu holen, alte Formensprache sich anzueignen, um an ihr und durch sie zum eigenen neuen sich durchzufinden, dies kennzeichnet den bloßen Dilettanten gegenüber dem ernsthaft strebenden Künstler. Wie das Kunstschaffen in mehrfacher Hinsicht auf Gemeinschaft beruht, so führt es einerseits zur Bildung neuer Gemeinschaften, zu Schulen und Akademien, und findet nach beiden Seiten hin ein Gegenstück im Kunstgenießen, in den mannigfaltigen vorübergehenden oder dauernden Gruppenbildungen zur Pflege ästhetischer Werte. Theater, Konzertsäle und Museen haben im 19. Jahrhundert in wachsendem Maße die Aufnahme künstlerischer Werte zu einer Massenangelegenheit werden

lassen. „Kunstromnibus“ wurde eine besondere Erscheinung des für unsere Zeit charakteristischen „Omnibusprinzips“, wie es W. Sombart genannt hat.

Ebenso kann die ethische Kultur unter dem Gesichtswinkel der Gemeinschaft gedeutet werden. Sie vereinigt Menschen gleicher praktischer Wertschätzung zu bestimmten Kreisen. In deren Mittelpunkt stehen Träger und Verkünder von Werturteilen über gut und böse, bestimmen nach ihnen den Lebensstil der ihnen angehörigen Schichten. Dabei spiegelt der Kampf um die ethischen Zielsetzungen deutlich den Gegensatz verschiedener Menschentypen und der ihnen entsprechenden „Kreise“. „Alte“ und „neue“ Moral, so sehr sie in einzelnen Forderungen sich begegnen mögen, weisen doch auf strukturelle Gegensätze hin, die in dem Kampfe der betreffenden Gruppen miteinander ihren moralsoziologischen Ausdruck finden.

Schließlich besteht auch in der Religion ein Zusammenhang von Kultur und Gemeinschaft. Religiöse Kultur trachtet nach Gemeinschaft des Menschen mit dem Ewigen, Göttlichen, Unendlichen, welches immer deren nähere Ausdeutung sein mag. Dieser im Wesen der Religion liegende soziale Tatbestand findet in der Formel der Völkerkunde vom animistischen Gesellschaftsbewußtsein seine besondere Erhellung. Man versteht darunter jene eigenartige innere Wechselwirkung zwischen den der sichtbaren Wirklichkeit angehörenden Menschen und den von ihnen hinzugedachten übersinnlichen, feelischen Wesenheiten, animae. Auch hier ereignet sich der soziale Fall gegenseitigen Erzeugens und Empfangens von Bewußtseinsveränderungen des Vorstellens, Fühlens und Wollens. In dem Bilde der Gottheiten und der Art ihrer Beziehungen zu Menschen, in religiöser Lehre und Kultus spiegeln sich mannigfache Formen des sozialen Lebens wider: Über- und Unterordnung, das Verhältnis von Herr und Diener, Vater und Kind, Gläubiger und Schuldner¹⁾.

In allen Kulturgebieten deutet Gemeinschaft im engeren Sinne auf innere Verbundenheit, auf eine Zugehörigkeit im Zeichen des Geistes und seiner Werte. In betontem Gegensatz zu aller bloßen Zivilisation, die bestenfalls zu „Gesellschaften“ führt, zu sozialen Prozessen im Zeichen des Interesses, des Nutzens, der zeitgebundenen Lebensgüter. Zivilisatorische Interessengemeinschaft und Kulturgemeinschaft bleiben für ein gereinigtes soziales Bewußtsein wesensverschieden. Zivilisation führt höchstens zu äußerem, rechtverstandene Kultur aber zu innerem Brückenbau²⁾. Alle Kultur, vollends die soziale, deutet auf geistige Gemeinschaft und bedient sich der zivilisatorischen Zweckverbände höchstens als bloßer Werkzeuge, ohne mit ihnen gleichen Wesens zu sein.

¹⁾ Vgl. Verweyen, Der soziale Mensch und seine Grundfragen, 1924, Kap. Soziologie der Religion.

²⁾ Vgl. Verweyen, Deutschlands geistige Erneuerung, 1924, Quelle und Meyer.

Probleme der Film-Ästhetik.

Von Hans David.

II.

4. Die Sinnggebung des Materials. Die gewaltigen Möglichkeiten, die dem Film in so vielen Richtungen gegeben sind, verlangen, damit die Technik zur Kunst werde, eine strenge Disziplinierung. Die Eigenart bildmäßiger Gestaltung, die Bevorzugung der schweigenden Szene, das Hervorheben von Stimmung und Affekt — das alles sind Elemente solcher Disziplinierung; aber sie erstrecken sich mehr auf die Einzelheit, sie erfüllen mehr spezielle Forderungen, sind Folgen der technischen Struktur der Gattung. Weit tiefere Bedeutung kommt den ästhetischen Mitteln zu, die die Gesamthandlung, den Gang des Geschehens sinnvoll gestalten; denn der Ablauf der Ereignisse stellt gewissermaßen den Knochenbau dieses Wesens, das tragende Gerüst des Baues dar. —

Aber den Untergrund des bloßen Stoffes legt sich eine erste Schicht sinngebender, lebendig machender Gebilde. In jedem Augenblick verlangen wir vom Bild eine eindeutige und prägnante Darstellung der momentanen Situation. Ob durch eine Kette von Umständen die Handlung weitergetrieben wird, ob eine einzelne breite Szene sich vor uns abrollt, wir müssen jederzeit die lausale Verknüpfung, die sachliche Spannung, den Affekt des Augenblicks spüren. Jeder Eindruck nun, der sich uns aufdrängen soll, bedarf eines szenischen Einzelzugs, aus dem er erwächst: die Aussprache eines jeden für die Handlung bedeutsamen Moments wird vermittelt durch einen szenischen, bildnerischen, einen Regie-Einfall. Die Prägung der Einzelszene wie die Führung der Gesamthandlung bedarf also einer großen Fülle, einer an keinem Punkte aufhörenden Folge solcher „dramaturgischer“ — so wollen wir sie zusammenfassend nennen — Einfälle. Wir zeichnen einige hervorragende Beispiele. — Man sieht ein Gebäude. Ein Mann, einen schweren Koffer tragend, geht vorbei, läßt die unangenehme Last gleichgültig von den Schultern fallen — so, denkt man, wirft der unbeobachtete Gepäckträger das Gepäck auf den Boden; die Illusion „Bahnhof“ hat uns zwingend in ihren Bann gezogen, ohne daß der Aufwand eines Baues notwendig geworden wäre. — Später: das Mädchen steht wartend da, die Fahrkarte in der Hand; der Verlobte ist fortgegangen, noch nicht zurückgekehrt. Man sieht die Schatten des einfahrenden Zuges, in dem Gesicht das Wägen, dann den Entschluß — sie steigt ein. — In beiden Fällen geschah eine mit bewundernswürdiger Klugheit durchgeführte Darstellung der Szene; im ersten wurde der Eindruck des leblosen Baues ersetzt durch eine einfache, feinen Sinn lebendig spiegelnde kleine Handlung, im zweiten zog sich die Doppelszene Einfahren des Zuges und psychische Reaktion in eine Bildreihe zusammen. Beide Beispiele zeigen eine vorbildliche künstlerische Sparsamkeit und damit die Elemente, die dem Eindruck mehr als alle anderen bestimmen: Prägung und Intensität. In ähnlicher Weise wie hier die Darstellung von Ort und Geschehen, so dient der dramaturgische Einfall dem Sichtbarmachen der Stimmung, des momentanen Affekts, der psychischen Atmosphäre; — wie etwa im „Haus der Lüge“, da die Frau dem erzühten Mann zurückzuhalten strebt; sie packt mit Sorgfalt seine Reisetasche, bereitet ihm sorglich das Frühstück, berebet ihn, wenigstens eine Kleinigkeit zu essen, zu trinken usw. — Solche feinen Züge einer genauen Beobachtung oder verständnisvollen Phantasie, in denen übrigens Theater- und Film-Praxis sich nicht sehr weitgehend voneinander scheiden, sind bereits in hohem Maße Allgemeingut geworden. Der

Zuschauer sieht darum im allgemeinen weit mehr auf die Originalität der Einfälle, das Singulare, als darauf, ob solche Produktivität des Regisseurs in jedem Moment geleistet sei. Aber wenn auch häufig unbewußt, läßt sich unser Urteil im tiefsten doch bestimmen von der Dichtigkeit der Einzelzüge. Wir können uns vorzügliche Filme vorstellen, in denen wir an keiner Stelle von einem Einfall eigentlich frappiert wurden. Und andere, in denen trotz einer Anzahl auffälliger Einzelzüge unser Eindruck im wesentlichen negativ bleibt: weil die durchgehende Erfüllung der dramaturgischen Aufgabe mangelt. —

Als zweite Schicht primärer künstlerischer Organisation nennen wir die Technik dramatischer Struppierung. In der Gegenüberstellung handelnder Personen, in der Wahl darzustellender Empfindungen, in der Folge einwirkender Umstände treten gewisse ästhetische Gesetzmäßigkeiten auf; aus denen eine typische Geltung der Situationen erwächst, der Stoff in einer zweiten allgemeinen Sphäre mit Sinn erfüllt wird.

Vielleicht am auffallendsten in dieser Richtung und darum das ange deutete am klarsten belegend tritt ein solcher Sachverhalt zutage, wo eine Handlung durch Parallelität von Charakteren oder von Geschehnissen aufgebaut erscheint; — wie etwa in Da Ponte-Mozarts *Così fan tutte* eine sich entwickelnde Untreue an zwei Schwestern gleichzeitig dargestellt wird. Zumeist wird solche Gleichheit von Umständen in einem zeitlichen Nacheinander durchgeführt; — eine Situation, die wir heute bezeugt, beschäftigte einen Freund vor einem Jahre; die Lage, in der man sich einmal früher befand, wiederholt sich geraume Zeit später mit eigenartig ähnlichen Voraussetzungen — man kennt solche Korrespondenz aus dem täglichen Leben, vom Theater und eben vom Film. — Häufig erhält die Parallelität der Ereignisse eine eigentümliche Färbung durch Umkehrung der Verhältnisse, Vertauschung der Personen; — so begleitet in Lubitschs „Kuß mich noch einmal“ der eifersüchtige Liebhaber den Konkurrenten bis vor dessen Wohnung, um sicher zu sein, daß er zu der geliebten Frau nicht mehr vordringe; und dann jener diesen seinerseits, bis der Regen dem menschlich ernstem, ästhetisch dennoch so heiter wirkenden Spiel ein Ende macht. — Komplizierter arbeitet eine Situationswiederholung im „Geiger von Florenz“, wo von drei Figuren nur eine in beiden Szenen beteiligt ist:

a) Vater, Tochter, Stiefmutter; von den angebotenen Gläsern voll Punsch wählt der Mann das der Frau, worauf die Tochter ihres der Stiefmutter vor die Füße wirft.

b) Bruder, Schwester, der Landstreicherjunge — in Wahrheit das Mädchen der vorigen Szene, das der Bruder unbewußt liebt. Er wählt die Gabe des vermeintlichen Jungen, worauf diesem die Schwester ihr Glas vor die Füße wirft.

Die Situation zeigt in beiden Fällen den Mann, der zwischen zwei Frauen wählt; die eine gehört zu seiner Familie, die andere liebt er; nun ist das Mädchen im ersten Fall „die eine“, im zweiten „die andere“; aus der (angreifenden) zurückgesetzten wurde die (angegriffene) bevorzugte; so entstand durch den Wechsel der Figuren eine Steigerung.

Parallelität, Vertauschung der Personen, Umkehrung der Situation — die nächste Stufe in diesem Progreß ist die reine Entgegensetzung ohne Parallelität. Freilich bedarf diese ästhetische Maschinerie eines vermittelnden Gliedes, das die antithetischen Bestandteile aufeinander zu beziehen zwingt. Ein Mensch gelangt aus tiefer Armut zu gewaltigem Reichtum: Identität des Trägers verbindet die beiden Zustände²⁾. Der

¹⁾ Entnommen Charles Chaplins: *A woman of Paris* (Die Nächte einer schönen Frau).

²⁾ Epilog von „Der letzte Mann“.

Lebemann steht dem armen Künstler gegenüber: es geht um die Liebe einer Frau¹⁾. Verdreher und Idealist bekämpfen sich: Blutsverwandtschaft tötet zwei Brüder aneinander²⁾. Erst dieses „Band“, die Einbeziehung beider Pole in einen Stromkreis, die Vermittlung der Repräsentanten der Gegensätze in eine Handlung steigert die Antithese zu ästhetisch zusammenfassender Wirkung.

Eine andere Gruppe ästhetischer Formen entspringt aus dem Verhältnis von Wahrheit und Schein, das das wahre Gesicht eines Menschen, Vorstellung und Rolle nebeneinandersetzt. Im Poetischen hat Pirandello die Kunstgriffe dieses Gebiets aufs feinste verwertet; zum Teil ist die Technik ältestes Gut der dramatischen Literatur.

Die Rolle: ein Mensch versucht, als Fremder zu erscheinen; er will „inkognito“ sein, als der, der er — ganz primitiv: vor dem bürgerlichen Gesetz — eigentlich ist, nicht erkannt werden. Auf die allgemeinste Formel gebracht erscheint diese Haltung in dem herrlichen Spiel vom Bibliothekar Mattia Pascal, der totgeglaubt mit Bewußtsein ein zweites Leben anfängt³⁾. Im allgemeinen wird der Mensch nicht einen gleichgestellten, gleichartigen spielen, sondern eine Figur, deren soziale Stellung sich von der seinen deutlich unterscheidet. Das Mädchen erscheint als Junge — die altbeliebte Hofenrolle, etwa im „Reiger von Florenz“; der Arme als Fürst — der „Dieb von Bagdad“ tritt als Prinz auf; der Verwandte als Unbekannter — der Sohn im „Lartuff“ gibt einen Wandertinsbesitzer. Und wie im Hamlet tritt manchemal noch die Freude an der schauspielerischen, künstlerischen Rolle hinzu, ein Theater auf der Leinwand, sodaß nun der Mensch, die von ihm im Leben gespielte, die auf der Bühne gespielte Rolle einander gegenüberstehen — so in Granes Komödianten.

Ein anderes als das Spielen einer Rolle ist die Verstellung. Man verleugnet seine äußere Existenz nicht; aber man versucht, einen anderen Charakter, eine andere Seele vorzutäuschen, als einem die Natur, das Leben gegeben hat. Man trägt eine Maske. — Wir finden eine köstliche Durchführung etwa in „Kuß mich noch einmal“ — der „zum Gaoe“ auf Lehrowung besten dramatischen „panowitro“ „ao“ —; wo der Ehemann erst Großmut und Gleichgültigkeit mimt (während er weiß, daß er nichts aufs Spiel setzt) und später mit strenger Miene ein Verhältnis vortäuscht als Strafe für die erstrebte Untreue der Frau (während er sich innerlich köstlich über die Farce amüsiert). In anderen Filmen zeigt sich eine mehr momentane Haltung, ein sich Zusammennehmen, um nicht merken zu lassen, was in einem vorgeht: man will sich nicht verstellen, nicht eine Aktivität vortäuschen, die man eigentlich nicht besitzt, sondern nur den augenblicklichen Affekt verdecken. Beispiele dieser Straffung finden sich fast häufiger als der Rolle oder völligen Verstellung; ein besonders feines gab Berger im „Walzertraum“; in der rühmenden Szene, da das „Franz“ auf den geliebten Oberleutnant verzichtet; ohne seine Frau etwas ahnen zu lassen, die den Stunden des guten Mädchens verdant, daß die Liebe des Mannes zu ihr, der Gattin zurückgekehrt ist.

Alle diese Erscheinungen fassen wir unter dem Begriff des „dramatischen Einfalls“ zusammen. Sein Gebiet ist bei weitem nicht umschrieben; wir müßten insbesondere eine Zusammenstellung der brauchbaren Schablonen menschlicher Verhältnisse geben — in der Familie sind es die Stellungen von Eltern, Stiefeltern, Schwiegern

¹⁾ Chaplins tragischer Film.

²⁾ „Die Brüder Schellenberg“; eigenartig verschärfend wirkt die Tatsache der Darstellung beider Rollen durch einen Schauspieler.

³⁾ Libretto nach Pirandellos Roman; der Film, der auffallend unbeachtet blieb, gehört zu den großen Leistungen schauspielerischer und inszenierender Filmkunst.

eltern, Kindern, Geschwistern; im persönlichen Verkehr etwa Haß, Gleichgültigkeit, Freundschaft, Sinnlichkeit, Liebe; im Sozialen die Verhältnisse von Herr, Diener, Angestellten; im Rechtlichen von Ankläger, Verbrecher, Richter und viele andere. In denen wir hoffen, daß auch ohne näheres Eingehen auf dieses weit verzweigte und schwierige Problem genügend geklärt ist, was „film-dramatische Technik“ sei und wie sie arbeite, sodaß wir dieses Gebiet verlassen können. —

Die dramaturgischen Einfälle bauen die Szenen, die Handlung im einzelnen auf, die dramatischen — wir könnten von ihnen auch als von ästhetischen Motiven (als Gegenstück zu den psychologischen) sprechen — die Gesamthandlung als künstlerisches Gebilde. In jedem Einzelfall vollzieht sich hierbei jener im Wesen der Kunst überhaupt tief gegründete Vorgang, daß das Mittel in dem Augenblick, da es erscheint, zugleich als unabhängiges Gebilde, als Eigenwert, genossen wird. Nun tritt zu jenen Hauptgruppen von filmischen Organisationselementen eine weitere hinzu, innerhalb der die Vervollständigung der Einzelszene den höchsten Grad erreicht: im Verhältnis von Einfall und Gesamtgeschehen scheint hier der Nachdruck völlig auf jenem zu liegen, die Handlung gewissermaßen als Staffage verwendet. Wir werden an die Barockoper erinnert, in der den eigentlich dramatischen Ablauf das flüchtig vorüber-eilende Rezitativ trägt, um an möglichst pathetischen Stellen der Arie das Feld zu überlassen, die dann die Empfindungen des Handelnden oder vom Schicksal Betroffenen ausdrückt. In ähnlicher Weise verbinden in Chaplins „Goldbrausch“ — der dies Prinzip am deutlichsten zeigt — kurze Übergänge die Reihe der Hauptszenen, die durchaus um ihrer selbst willen da zu sein scheinen, Früchte, nicht Triebkräfte des Handlungsstammes. Solcher Eindruck erwächst naturgemäß aus der Struktur der Szene selbst, nicht aus irgendeinem undurchdringlichen Zufall: die autonome Szene trägt regelmäßig einen, aber das unmittelbar sichtbare, hinausweisenden Sinn, der — flacher oder tiefer — ein allgemein menschliches ausdrückt.

Wir geben, diesen nicht einfachen und nie formulierten Sachverhalt zu klären, einige Paradigmen:

Den Anfang mache ein Beispiel aus Chaplins „The Kid“. — Ein armer Mann bekommt durch eine glücklich-unglückliche Verkettung von Umständen einen Säugling als Findling. Er zieht das Kind auf; mit Hilfe einer Reihe eigenartiger Einfälle schafft er dem Würmchen in seinen kleinen Räumen eine Existenzmöglichkeit. Er entfaltet hierbei eine ganz eigenartige Produktivität; es scheint, als ob nicht die Liebe zu dem kleinen Wesen ihn treibe, sondern eine Freude am eigenen Schaffen. Das Objekt der Liebe tritt als Individuum, das einen Affekt der Hingabe erweckt, nicht in Erscheinung, es ist gewissermaßen ein willkommenes, vielleicht notwendiger Gegenstand, an dem sich die Fürsorglichkeit auslebt. Diese Liebe, die sich eigentlich selbst genießt, indem sie nicht einer Selbstaufgabe, sondern einer schaffenden Entfaltung lebt, gehört zu den bedeutsamsten aufbauenden Kräften der Welt. Und weil sie hier, im bildlichen unmittelbar verständlich, Gestalt gewonnen hat, stellen diese Szenen wohl das innigste der gesamten bisherigen Produktion dar — nicht etwa der Einfälle wegen, sondern durch eine menschliche Idee.

Eine zweite Szene, bei der der Sinn weniger tief, doch leichter zu fassen ist, entnehmen wir Harold Loyds „Mädchenschau“, einem im übrigen nicht sehr ergiebigen Film. — Zwei Liebende wurden nach dem ersten Kuß auseinandergerissen. Das Mädchen hat vom Geliebten eine Lüte Hustenbonbons in der Hand behalten, er von ihr ein Paket — Hundekuchen. Nun knüpft alle Erinnerung an dieses spärlichste Beispiel eines Liebespfands an, das sich erdenken läßt; eine

lächerliche Vorstellung, die doch — weil die Wirkung des Pfandes unter seiner Erbärmlichkeit nicht leidet — eine sehr tröstliche Idee ausdrückt.

Ein drittes Beispiel sei dem viel reicheren Film Harold Lloyd's „1000:1“ entnommen. — Es ist Krieg. Der junge Mann und der Riese sehen sich neun Bewaffneten gegenüber. Der Riese wirft mit einer steinernen Kanonenkugel, die neun fallen. Der junge Mann zeichnet an eine Mauer die Zeichen des Kegelspiels und trägt ein „alle neuere“. Der Ernst ist im Augenblick, da die Gefahr überwunden, ins Spiel umgewandelt — man könnte eine Lebensphilosophie aus dieser Szene ableiten. —

In besonders häufigen Fällen werden solche über den optischen Eindruck der Szene hinausweisende Ideen aus komischen Einfällen erwachsen. Der Witz ist ja regelmäßig darauf aufgebaut, daß irgendein Zug im Witz erst ergänzt werden muß, ob wir nun den Vergleich von zueinander nicht passenden, aber einander gegenübergestellten Elementen zu Ende führen oder ein dem uns gewohnten Widersprechendes mit dem gewohnten Normalen vergleichen. Die einzelnen Züge eines Witzes sind durchaus ernst, erst die Zusammenfügung zeigt die Komik der Gegenüberstellung. Indem wir so gezwungen werden, eine Verbindung zu knüpfen, einen fehlenden Zug zu ergänzen, ergibt sich ein gewisses Nachdenken ohne weiteres; etwa wenn wir die Komik erfassen haben, suchen wir ihren Grund, die Mechanik ihres Eintretens. So regt der Witz häufig mehr an und besagt mehr als der ernstste Gedanke, der ja das was er meint ganz aussprechen muß, um verständlich zu werden. Und da die Güte des Witzes von der Prägnanz der Gegensätze und dem Gültigkeitsbereich der zugrunde liegenden Ideen abhängt, so besitzt der Witz vielfach eine Tiefe, die ernststen Gedanken verfaßt bleibt.

Dieser eigenartige Sachverhalt, daß in der scheinbar unernsten Aussage mehr Tief Sinn verborgen liegt als in der tiefinnig vorgebrachten ernststen, wird nun für den Film außerordentlich wichtig. Das Wort ist dem Film verfaßt — das Spruchband, der Zwischentext sollte möglichst überhaupt verschwinden¹⁾, jedenfalls nie mehr geben als eine sachliche Feststellung —; der Witz läßt sich, da seine Voraussetzung eine ganz allgemeine ist, im optischen ebenso gut erzielen wie auf irgendeinem anderen Gebiet. Infolgedessen läßt sich der ja so häufig rein gedankliche Tief Sinn des Ernstes im Film weit seltener realisieren als der unmittelbar, ohne Erklärung verständliche des komischen Elementes.

Wir geben auch hier einige Muster:

Die Reihe eröffne wieder Chaplin. — Im „Goldbrausch“ finden wir den weltberühmt gewordenen Brötchentanz. Zwei Brötchen, auf zwei Sabeln gespießt, bewegen sich. Ihr Besitzer läßt sie tanzen. Längere Zeit; ohne daß die Illusion, das seien tanzende Beine, sich verliert. Hier wird das eine Element des Witzes — das abweichende — gezeigt, das andere — das gewohnte — vorausgesetzt, vom Zuschauenden ergänzt. Man vollzieht den Vergleich, empfindet durch die Darstellung den Vorgang mechanisiert und lacht, weil die Mechanisiertheit des lebendig sein sollenden Vorgangs deutlich gemacht und so von höherem Standpunkt aus ironisiert wird.

Ein zweites Beispiel aus demselben Meisterfilm: Zwei Goldsuchende essen, von der Welt abgeschlossen, als letzte Aushilfe vor dem Verhungern, einen Schuh. Der eine gibt ihn her und kocht ihn — so schmeckt die Speise ihm vortrefflich, indes der andere das Zeug mit Mühe herunterwürgt. Man hat sich um die größeren Teile gestritten — wir hätten das Gegenteil annehmen mögen. Und dann zerlegt der erste sein Teil, wie man ein Wildpret transchirt. Er kocht die Nägel ab, wie man Knochen

¹⁾ „Schatten“ war textlos, „Die Strafe“ brachte ein einziges Wort im Peripetie-Punkt.

abjudelt, er legt die Schnürsenkel beiseite wie die edelsten Teile (die Hühnerleber etwa), dann in einem unbeobachteten Augenblick nimmt er die Schuhnebel auf, wickelt sie um die Gabel und verhilft sie mit Behagen wie Maffaroni. Das alles führt er als vollendeter Meister auf kulinarischem Gebiete durch; man ergänzt unmittelbar die Situation, wo diese Meisterschaft am Plage wäre und der Leerlauf in der Anwendung des Könnens wirkt unmittelbar auf unsere Lachmuskeln. Der Mensch, der etwas versteht und nun dieses Können überall in gleicher Weise anwendet — ist das nicht ein Stück von unsrer aller Selbstbildnis?

Und endlich noch einen Einfall des Buster Keaton aus dem prächtigen Mastrofenfilm. — Man ist auf einem Schiff, möchte essen. Aber zu zweit kann man mit keinem von den vorhandenen Töpfen etwas anfangen, da sie für 100 Menschen berechnet sind. Zudem sind die meisten Geräte unbrauchbar oder sie fehlen überhaupt. So zerbrechen die Eier beim Herausholen aus dem Topf; zum Wuschensöffnen benutzt man das Beil — und verdirbt die Speise. Nichts gelingt, die Mahlzeit wied ausfallen. Man sagt sich: es klappt nichts, schaffen wir anderes Material. Wenn der einfache Apparat nicht genügt, macht man eine Maschinerie. Zum Teil freilich war einfache Ungeschicklichkeit schuld an den Unglücksfällen; aber darauf achtet man nicht: eine komplette Serie von Erfindungen macht die Küche betriebsfähig. Ein Sieb an langem Haken enthält die Eier; die Milch fließt durch Kränchen und Rinne in den rechten Topf; eine Wuschensäge, deren Treibe ohne an einem durch Güßel zu verwegenen Rad sitzt, erschließt die Konserven; eine um einen Punkt rotierende Stange gibt mit dem freien Ende Feuer in den Herd. — Ein großer Aufwand von Kräften, um — Ungeschicklichkeit wieder gut zu machen; ein erheitendes Mißverhältnis von einfachem Ziel und Raffinement der Mittel. Zugleich aber gibt die befriedigende Anschauung von der alles besiegenden Kraft des erfinderischen Geistes eine sehr köstliche und tief-sinnige Perspektive auf den Fortschritt überhaupt — und seine Antriebe.

Wie weit dem Entdecker einer filmischen Idee ihr transzendenter Charakter bewußt wurde, bleibt gleichgültig. Die Beurteilung einer künstlerischen Leistung wird ja nicht von den Absichten bestimmt, die der Künstler im Werk verfolgte, sondern von der Wirkung, die das objektiv dastehende Werk ausstrahlt. Ebenso belanglos erscheint für unsere Problemstellung die Frage, wieviel Menschen im Publikum wissen, was ihnen vorgeführt wurde. Nur das eine ist wichtig, daß diesen Szenen die Potenz einer tieferen Wirkung innewohnt; soweit nämlich dieser Sachverhalt sich verwirklicht hat, spürt ihn — bewußt oder unbewußt — jedes offen aufnehmende Gefühl. Die Empfindung, daß man auf philosophische Gedanken beim Film nie kommen würde, beweist nichts dagegen, daß sie tatsächlich schon eine immanente Gestalt gefunden haben: sie sind eben nicht dialektisch, sondern optisch geformt worden.

Ob die sinngebende Idee nur im Film realisiert werden könne, auf diese Frage antwortet für jede einzelne Idee eine individuelle Feststellung. Zumeist wird sich die gleiche Situation, dasselbe Ereignis auch in anderen Künsten wiedergeben lassen; vor allem im Roman. Für die filmische Reproduktion spricht aber regelmäßig — neben eigenartigen technischen Möglichkeiten — der Vorzug einer viel stärkeren Eindringlichkeit der bildlichen Darstellung gegenüber der Beschreibung, sodaß vielfach selbst eine Idee, gegen deren sprachliche Ausbreitung nichts einzuwenden wäre, durch den Film gesteigert geboten werden kann. Je allgemeiner ein künstlerischer Wert ist, um so weniger läßt er sich einer Einzelkunst reservieren; um so eher wird jede Kunst an ihm etwas ihr Zugängliches entdecken: nicht danach, wie deutlich eine Idee dem für die einzelne Kunstgattung spezifischen Charakter sich nähert, sondern danach, wie weit und tief ihr Sinn führt, richtet sich ihr ästhetischer Wert.

Möchte es gelingen, die Menge der ästhetisch bedeutsamen Ideen zu gliedern, systematisch zu erfassen; man würde eine beschränkte Zahl zugrunde liegender Prinzipien entdecken, die dann freilich unzählbare Realisationsmöglichkeiten haben; in dessen, wir müssen uns diese Untersuchung versagen. Die Aufgabe, die wir uns stellen, war, auf die Rettung dieser Ideen hinzuweisen, deren Sichtbarmachung die tiefsten Werte des Films anbeutet. Wir hoffen, daß das im ganzen bereits gelang; es sei jedoch, um die Weite des Gebietes zu zeigen, eine letzte Gruppe von Beispielen angefügt und zwar von solchen, bei denen bereits die Grenze einer metaphysischen Bedeutung berührt wird.

Buster Keaton als Matrose wird von Wilden belagert. Sein Kriegsschiff hat Raketen statt gefährlicher Geschosse geladen. Er schießt sie ab, wird von den Wilden für einen Feuergott gehalten... Er hat einen Tauchapparat. Er kommt unmittelbar aus dem Wasser geschritten, verbreitet als ein Wassergott Furcht und Schrecken...

Wir lachen: wir kennen die Entstehung der Phänomene, wissen ihre technischen Prinzipien und sehen das Mißverhältnis zwischen Aufwand und Wirkung. Den Wilden bleibt die Erscheinung unerklärlich; das nicht Überschaubare wird als Ausdruck eines Göttlichen bestaunt und gefürchtet. Ist nicht in diesem Paradigma tiefsinnig die Entstehung eines Mythos aufgezeigt?

Die Wilden sammeln sich wieder, unternehmen einen Angriff auf das Schiff. Sie legen eine Kokospalme an, heben das eine Ende zum Deck hinauf. Buster lang nach den Früchten, läßt sie den hinaufkletternden auf den Kopf fallen, die Betroffenen stürzen ins Meer. Schließlich ist der Angriff abgeschlagen, der Held will den unterbrochenen Schlaf fortsetzen. Da erscheint oben im Baumgeäst ein Affe, wirft dem Schläfer eine Kokosnuß an den Kopf. Was Buster aus Überlegung getan, wiederholt der Affe zu seinem Vergnügen. Drei Ebenen der Wirklichkeit stehen übereinander: die Wilden, der Mensch, die Natur; in einem heiteren Beispiel ist die Macht der Natur gefaßt, die von Zeit zu Zeit die Berechnungen des Menschen bricht, der ihrer zu wenig achtet. Das unerwartete Ereignis wird wegen der Ungefährlichkeit der Situation (wie immer) als komisch erscheinen; aber in wozu, tut der Affe mit der Nuß nicht daselbe wie ein stadtvernichtendes Erdbeben oder ein vulkanischer Ausbruch?

Und nun zum Abschluß noch eine Idee von Meister Chaplin:

Der aus der Schneewüste Entkommene steht schäbig, zerlumpt, an den Füßen nur einen Stiefel — das andere Bein mit Stofflappen umwickelt — in einem Tanzlokal der Kolonisten. Schüchtern; denn für ihn ist hier keine Stätte. Eine andere soziale Schicht herrscht hier, zu der ihm kein Zutritt geboten ist. — Er wird — gemiß nicht um feinetwillen — zum Tanz geholt. Er bewegt sich scheu, ungeschickt. Es ist die ewigwährende Szene des Menschen, der in ein ihm sonst unzugängliches Milieu verschlagen wird, eine Szene voll sozialen Pathos' (ih'r Gehalt ist so reich, daß man um sie eine Soziologie schreiben könnte), eine Szene voll Liebe und Mitleid — man sollte an ihr die Sympome der Noheit und billigen Sentimentalität messen, die uns als Abbilder der „Verlorenen“ vorgeführt werden.

Dem Unglücklichen fällt beim Tanz die Hose; er versucht sie mit dem Stod zu halten — vergeblich. Er ergreift das Ende eines Stricks — er packt damit eine Hundeleine, der große Hund folgt ihm jetzt. Und der Ungeschickte, der kaum den einfachen Tanz fertigbrachte, entwickelt mit einem Male eine ungeahnte Geschicklichkeit, indem er den Hund durch Fußtritte jeweils aus dem Wege und im rechten Kreise lenkt. Dieser Gegensatz ist unendlich erheitend, und so wird dem Eindruck der vorangegangenen Szene ein Gegengewicht gegeben. Und darum wirkt jene so besonders stark.

Weil eine Ausöhnung folgt, nicht eine künstliche Übersteigerung, wird der tragische Eindruck um so intensiver empfunden.

So sind hier auf kurzem Raum ein ernstes, ein komisches, ein ästhetisches Erlebnis vereint: vielleicht schuf hier Chaplin die am konzentriertesten mit Sinn erfüllte, die wertvollste aller Filmjenen.

5. Gesamtform und Stiltypen. Wir haben die Elemente aufgezeigt, aus denen der Film als technisch wie inhaltlich künstlerisches Phänomen erwächst: Wir stellten dabei mehrfach fest, daß die Gesamtform des Films eine gewisse Freiheit gestattet; indem die Wirkung nicht allein von der Führung der Handlung abhängt, sondern mindestens ebenso stark — streckenweise ausschließlich — von der Intensität der Szene. Darin liegt eine Gefahr: daß der Film zu einer Folge von „Soloszenen“, die des inneren Zusammenhangs mehr oder weniger entbehren, herabsinkt. Ästhetisch gesehen sind solche Filme trotz einer zuweilen starken Eindringlichkeit nicht vollwertig; die Wirkung des Films vernünftig sich abspielender und unzerstückelter Handlung wird immer einen reineren Genuß bilden als die einer willkürlichen Reihung von an sich stärkeren Szenen.

Hier muß insbesondere auch eines Einzelmoments gedacht werden. Vielfach finden sich in Filmen psychische Reaktionen und Auswirkungen von solchen, die wir ohne weitere Überlegung als „falsch“ empfinden. Dieser Mensch würde, das fühlen wir, in dieser Situation nicht das getan haben, was das Filmbuch ausfragt. Dem Verfasser fehlte der notwendige psychologische Instinkt. Es geht nicht darum, ob der Zuschauer anders gehandelt haben würde, sondern wir versehen uns vollkommen in den Charakter der Figur, bauen aus den uns gegebenen Bedingtheiten ein Bild dieser Psyche und ihrer Aktionsart; wir dürfen also unter Umständen objektiv von einem „Fehler“ sprechen. Die Wirkung einer Instinktllosigkeit ähnelt der einer ungenügend oder falsch gespielten Szene — man stelle sich einen behandelnden Arzt vor, der in höherem Maße pathologisch erscheint als der Nerventrunkne, den er zu behandeln hat; in dem kontinuierlichen Fluße des Geschehens entsteht eine Lücke, die Materie erscheint brüchig, rissig. Ein kleiner Fehlgriff in dieser Beziehung kann den Eindruck weiter Strecken töten — von der Erfüllung seiner Aufgabe hängt beim Film mehr ab als von der konsequenten Durchführung der Charaktere.

Einheitlichkeit der Gesamterscheinung im ästhetischen wie psychologischen läßt sich nicht ohne große Mühe und Begabung erzielen. Infolgedessen hat man, da sich nun einmal ein Drama im Film wie auf der Bühne leichter inszenieren als schaffen läßt, vielfach auf die vorhandene Literatur, bereits geprägte poetische Stoffe zurückgegriffen. Man wird uns nach den vorausgegangenen Auseinandersetzungen zustimmen, wenn wir diese Tatsache als weder ein Unglück noch ein Unrecht bezeichnen. Der Film arbeitet mit anderen Mitteln, geht von anderen Voraussetzungen aus als ein Roman, ein Epos, ein Sprechdrama; er kann diese so wenig ersetzen wie sie ihn. Freilich jeder geformte Stoff bedient sich in höchstem Maße der Mittel des einzelnen ästhetischen Gebietes; ein Roman etwa wird nicht allein in der Schilderung, der Einzelheit die charakteristischen Züge der darstellenden Prosa zeigen, sondern ebenso sehr in der Gesamtführung, in der zugrunde liegenden Konzeption. Der Filmkunst, die unendlich schnell erwachsen ist — vor 30 Jahren gab es die ersten Realisationen, vor 20 Jahren in Deutschland das erste ständige Kino — fehlt in mancher Hinsicht noch ein klares Bewußtsein von den spezifischen Möglichkeiten und den Grenzen der Gattung. Man verfilmt den „Lartuff“, indem man ihn in die Gegenwart versetzt, ohne das heute völlig des Interesses ermangelnde Zentralmotiv der Erbfeindschaft abzuwandeln; man versucht, das Leben Buddhas zu gestalten, ohne zu bedenken, daß die psychische Wand-

lung (von Lebenslust zur Entfugung) optisch schlechterdings unrealisierbar bleibt. Indessen beweist die Zahl der Fehlschläge nichts gegen die prinzipielle Möglichkeit der Übertragung eines Stoffes aus jenem Kunstgebiet in ein anderes; immerhin sahen wir neben einem die Bühne kopierenden und darum wirkungslosen Film wie „Nasenkavalier“ den echten Filmsil des „Walzertraum“.

Wo in der Kunst eine selbständige Gesamtform fehlt, treten leicht in die Lücke stilistische Typen, formale Schablonen. So finden wir auch im Film, nicht nur im schlechten, eine eigenartig häufige Verwendung bestimmter Grundtypen. Es würde hier zu weit führen, sie einzeln zu beschreiben; auf ihre Gesamtgruppierung muß jedoch in unserem Rahmen hingewiesen werden.

Die Genese dieser Typen erklärt sich aus den wirtschaftlichen, soziologischen Grundlagen des Filmwesens:

Das Theater arbeitet mit einem großen Aufgebot von Schauspielern oder Sängern, die jeden Abend von neuem auftreten müssen; jede Wiederholung eines Stückes ist mit verhältnismäßig hohen Kosten verknüpft, die finanzielle Differenz zwischen der Darbietung eines Repertoires verschiedenartiger Stücke und der häufigen Wiederholung eines Stückes verhältnismäßig klein. Der Raum, der dem Publikum zur Verfügung steht, ist beschränkt; eine kleine Zahl von Menschen muß die Unkosten aufbringen, die so notwendig werdenden Preise erscheinen nur einer nicht großen Schicht von Menschen mühelos erschwinglich, insofern ist der soziale Umkreis des Theaterpublikums notwendig gering.

Die Wiederholung eines Films kostet fast nichts (die Kosten für die Musiker werden verschwinden), die Einnahme verteilt sich fast vollständig auf den Theaterbesitzer und — durch die Leihgebühr — die Filmgesellschaft. Nun kann der Film unzählige Male aufgeführt werden; ein Raumangel besteht also im Prinzip nicht. Die Kosten der Aufnahme können auf ein unendlich ausgedehntes Publikum verteilt werden, der Preis kann vielen sozialen Schichten erschwinglich gestellt sein.

Daraus folgt zweierlei: weil die Einnahmen aus einem gutgehenden Film ungeheuer sind, können in der einen Aufführung, die stattfindet, gewaltige Geldmassen investiert werden. Das geschieht tatsächlich — die den Aufwand weitgehend steigende Konkurrenz zwingt dazu. Andererseits muß der Film möglichst große Menschenmengen anlocken: der Film muß den Aufwand für Dinge verwenden, die das große Publikum sehen will. Während wir im Theater jede Ablenkung von den geistigen Problemen als Unrecht empfinden, tritt im Film ein sinnvoller Aufwand als richtunggebendes Element auf; die Folge ist ein eigenartiges Rekordstreben, ein Wunsch, das bisher gebotene zu übersteigern. Infolge dieser Eigenart finden wir das Verlangen des Publikums überall in einer reinsten Form realisiert, die Wirkung der einzelnen Filme und damit die Entwicklung der Gattung ergäbe eine ausgiebige Volkspychologie.

Die eigenartige künstlerische Folge der wirtschaftlichen Voraussetzungen bedeutet nicht prinzipiell Schädliches; der Gewinn einer unmittelbaren Anteilnahme des das Werk aufnehmenden Publikums schafft den intensivsten Ansporn des Schaffens und dieser verursacht — wie die bisherige Entwicklung bekräftigt — seinerseits, daß zwar die Richtung des Interesses bestimmend wirkt, das Niveau jedoch — das Publikum mitleitend — fortgesetzt steigt. Tatsächlich untersteht ja die Forderung künstlerischer Gesamtleistung demselben Rekordstreben, und dadurch wird eine stetige Evolution garantiert; der künstlerische Wert hat als bedeutsamer wirtschaftlicher zu gelten, und darum wird das künstlerische Streben schon aus ganz materiellen Gründen nicht aussetzen.

Das Interesse am Film zeigt zweierlei Richtung: eine künstlerische und eine stoffliche. Über das künstlerische brauche ich nicht mehr zu reden, die Leistungen der

Regie, der Schauspieler in Mimik und Bewegung, der Bauten, der Photographie sind seine Gegenstände. Häufig vermischen sich die Elemente: der Typus der schönen Filmbiwa, der glücklicherweise allmählich dem der charmannten und der interessanten (also weit stärker auf Können gestellten) weicht, hatte gewiß mehr eine erotische als eine künstlerische Bedeutung. Indessen, jede künstlerische Entwicklung setzt mit einer Anteilnahme am Stoffe ein; man möchte etwa die berühmte Nanon Lescaut sehen — vor sie spielt, berührt einen nicht; dann möchte man diese bestimmte Schauspielerin als dieses Wesen sehen — man möchte diese Seiten ihrer wirklichen Existenz durch die Rolle hindurch spüren; und erst zuletzt fragt man danach, wie diese Gestaltung geschaffen sei, welche Mittel, welche künstlerischen Fähigkeiten hier wirksam wurden. Man mache niemand einen Vorwurf, der die „Mysterien“ des Feinschmieders nicht kennt oder verachtet: derselbe Weg, der das Kind zum Kunstverständnis leitete, führt heute das Volk langsam, aber — wir sind davon überzeugt — zuverlässig vom Stoff zum Verständnis geprägten Gebilde.

Das stoffliche Interesse schuf jene Typen des Filmstils, von denen wir sprachen. Auch darin liegt nichts Herabminderndes: jeder Stoff, welcher es auch sei, gibt Angriffspunkte künstlerischer Gestaltung — daß der Stoff einen Typus herauskristallisierte, besagt nichts gegen den künstlerischen Wert der Exemplare.

Der Mensch als Individuum sucht in der Menschen formenden Kunst andere Individuen, mit denen er sich auseinandersetzen kann; er wird sie seinem Charakter verwandt, wird sie andergeartet, gegensätzlich finden, er wird sie lieben und hassen, verabshenuen oder zum Vorbild nehmen. Der Mensch als Teilchen der Masse sucht anderes: Menschen und Dinge, die ihm versagt sind, Flügel der Phantasie, die ihn alles miterleben lassen, wonach seine durch Staat, Gesetz, soziale, persönliche Bindungen beengte Seele sich im Stillen sehnt.

Ein erster Wunsch geht hinaus über die Grenzen des hier und heute, in fremde Länder lassen wir uns geleiten, man erzählt uns ein Märchen, die Geheimnisse der Vergangenheit lüften ihren Schleier. Massenheere kämpfen miteinander, Ritterkraft und Soldatenkühnheit befehlen unser Herz, wir träumen den Traum, Herrscher zu sein über unendliche Lande, zu befehlen, in gutem oder bösem eine unumschränkte Macht zu üben.

Ein anderer Wunsch: soziale Sehnsucht. Wir möchten reich sein, unermesslich reich, wir wollen ungehemmt nur tun, was uns Freude bereitet. Wir wollen leben, um zu leben, nicht um einen Hammer aufzunehmen, den der letzte Arbeiter an unserer Stelle aus der Hand gelegt. Hier geschieht nun ein eigenartiger Fehlschluß; man denkt, wo die Grenzen — speziell die sozialen — gefallen sind, müsse das Leben tief und voll werden. Und so wendet man sich immer wieder der Gesellschaft zu, um zu wissen, wie denn nun dort das Leben aussehe.

In engem Zusammenhang mit diesem aus Neugier und phantastischem Wunsch erwachsenen Interesse an Gegenständen des gesellschaftlichen Lebens steht ein erotisches Problem. Die Liebe hätte ja von Natur aus die doppelte Richtung in die Tiefe und die Breite; die Realität gibt mit Recht nie beide zusammen. Zugleich liegt in der Erotik ein sozialer Wunsch; im Grunde stets auf einen nicht allzu großen Aktionsradius beschränkt, möchte man „hinauf“. Auch hier wird Reichtum und Raffinement ein Ziel geheimer Wünsche. Man geht ins Kino, schöne Frauen zu sehen, kräftige Jünglinge, edle oder despotische Männer. Und vielleicht ist auf keinem Gebiet das stoffliche Interesse so wenig in ästhetisches verwandelt wie hier.

Befreiung aus den Banden, die das Ich umschließen, noch in einem eigentümlichsten Sinne schleicht sich als Ziel der Sehnsucht ein: Heraustrreten aus der von Staat und Moral erzeugten zwingenden Ordnung des tatsächlichen Lebens. Man

möchte einmal diese Grenzen überschreiten, eine in ihrem Mut grandiose Tat tun, ein Verbrechen, etwas ungemein Gefährliches. Man möchte die Gefühle des großzügigen Diebes, des Hochstaplers, des Räubers und Mörderz kennenlernen und doch auch mit-erleben.

Es gibt einen Berührungspunkt der drei Gebiete, des Reichums, der Erotik, des Verbrechens. Eine eigenartige Phantasie hat frühzeitig dem Film diese Vereinigung erschlossen: die Halbwelt. Dami-monde: das ist eine Welt außerhalb der bürgerlichen, geachtet und gefürchtet. Sie verdeckt sich unserer Auge, so malt die Phantasie in ihre Mitte, von den spärlichen sichtbaren Zeichen ausgehend, ein ideales Dasein — wie eine frühere Vorstellungskraft die Welt der Orgie auf den unzugänglichen oder zumindest unheimlichen Brocken lokalisierte. Die erotische Freiheit — so legt sich die Phantasie das zurecht — schließt die soziale und geschlechtliche Befreiung ein. Infolgedessen wird, d. h. *Schickel*, in der Vorstellung zum „Etw. von Verbrechen“ und Verbrechen, umschließt also nunmehr alles das, was dem im Leben Getreuen erstrebenswert scheinen könnte — zugleich eine aufregende Fabel garantierend. Sprung in ein Phantasieland vollzog sich hier, die Weltung der kausalen Logik setzt aus. Man überdente einmal die Handlung von Chaplins erstem Film; der offenbar ein Stück Leben geben sollte, „wie es wirklich ist“: Ein Mädchen fährt nach Paris; bald darauf ist sie die Geliebte des reichsten Lebemanns von Paris. Ein Märchen, wenngleich nicht der Vergangenheit.

Allmählich freilich wird es Zeit, dieses Phantasieland zu zerstören; denn nicht aus den idealischen Kräften der Vorstellung baute es sich auf, sondern als Ausgeburt unedler Strebungen, unedel, wenngleich veredelungsfähig: die Gegeneinandersetzung mehrerer sozialer Kreise, aus der dieser Filmtypus erwuchs, gehört freilich zu den größten filmischen Möglichkeiten; man wird auf sie nie völlig verzichten. Aber wenn man einen Film in zwei Reichen der Wirklichkeit spielen läßt, muß man ihre Beziehung klären; selbst im „Postmeister“, der den Übergang aus einer sozialen Sphäre in eine andere relativ am besten gab, gelang die Lösung des Problems nicht vollständig. Tatsächlich bleibt die Darstellung der Handlung in einer Sphäre, einem Milieu — wie sie vorbildlich „Kuß mich noch einmal“ und „Haus der Lüge“ durchführten — die wichtigere und im ästhetischen reiner wirkende Aufgabe.

Wie im historischen, dem sozialen Film, so gibt es eine Schablone des komischen. Auch hier wird ein Stoffliches Interesse — das Lachbedürfnis — auf Kosten der feineren Komik (von der wir wohl genügend Beispiele vorbrachten) befriedigt. Jedoch: der Witz, den man zum zweiten Male hört, langweilt statt zu zünden — auch wenn der Erzähler ein anderer ist. So verlangt man stets neue Einfälle. Dabei wird wichtig, daß nicht die Personen, zwischen denen die Komik spielt, den individuellen Charakter des Witzes bestimmen, sondern die Struktur, sozusagen die Maschinerie, die ihn aufbaut. Daher gibt es jeden Witz in einer ganzen Anzahl verschiedener Realisationen. Man will aber nicht eine andere Fassung eines bekannten Witzes sehen, sondern einen neuen. Da nun naturgemäß die primitivsten Möglichkeiten zuerst erschöpft wurden — man denke an die Verfolgung mit Hindernissen, an den Topus des Prügelknaben usw. — läßt sich auch hier bereits eine Verfeinerung, eine Erhöhung des Niveaus feststellen: auch der komische Film wird immer mehr zum ästhetischen Produkt, und auch da macht das Publikum die Abkehr von den primitiven Funktionen des Films mühselos und ohne Widerstand mit. —

Wir sind am Ende und fassen zusammen: An künstlerischen Aufgaben fehlt es im Bereich des Filmischen nicht; die technischen Möglichkeiten ihrer Erfüllung sind bei weitem nicht erschöpft. So wird noch lange Zeit der Film das Bild einer sich entwickelnden Kunst geben — während das Theater offenbar eine innere Krise erleben

muß. Freilich gehört zum inneren Fortschritt nicht nur der Künstler, sondern mindestens ebenso bedeutsam wirkt der urteilsfähige Zuschauer. Die „Gebildeten“ sehen vielfach noch mit Verachtung auf das Kino hinab; vielleicht helfen unsere Ausführungen manchem, den Schritt ins Neuland zu wagen, eine Antipathie zu überwinden: es gibt in der heutigen Kunst schwerlich ein interessanteres und bedeutsameres Gebiet als die Entwicklung des Films.

Gegenwartsfragen.

Der deutsche Parlamentarismus. Mit dem Geiste von Dr. Ernst Müller-Meinigen kam ich zum ersten Male in Berührung, als ich während des Krieges (unter einem Pseudonym) sein flammendes Verteidigungswerk „Der Zusammenbruch des Völkerrichts“ ins Englische übersetzt, und zwar unter dem viel einfacheren, für die englische Psyche verständlicheren Titel „Who are the Huns“? Später hatte ich einen kurzen Briefwechsel mit ihm und einmal eine kurze Unterredung im Wandelgang des Reichstages, bei der er auf mich einen etwas abwesenden, für die Psychologie eines deutsch-freundlichen Ausländers nicht gerade verständnisvollen Eindruck machte. Ich hätte in dem ruhigen, behäbigen Reichstagabgeordneten niemals den temperamentvollen Verfasser einer der ersten und besten Defensiv- und Offensiv-Schriften Deutschlands erkannt. Auch heute, als mir sein neuestes Werk „Parlamentarismus“, Betrachtungen, Lehren und Erinnerungen aus deutschen Parlamenten“¹⁾ in die Hände kam, fand ich es schwer, diese lebhaft, von stärksten Persönlichkeitsworten und Urteilen durchdränkte Werk in Einklang mit jener ruhigen, gutmütigen Erscheinung zu bringen. Aber auf den Unterschied zwischen äußerer Erscheinung und innerem Geist im deutschen Wesen bin ich in meinem letzten Buch schon eingegangen, und meine persönliche Bekanntschaft mit dem hervorragenden, feurigen Publizisten und Parlamentarier ist leider auf ein kurzes Zusammentreffen beschränkt gewesen.

Wie fesselnd ist dieses neue Buch, wie wird der immerhin schwere und spröde Stoff durch diesen frischen und forschenden Geist durchleuchtet und gelockert! Aber gerade diese temperamentvolle oder stark persönliche Behandlung eines solchen Themas wird manchen rein wissenschaftlichen oder historischen Kritikern als ein Fehler erscheinen; denn man ist in Deutschland der Auffassung, daß Temperament störend auf die Urteilsfähigkeit wirkt, und daß die Objektivität darunter leidet. Jedes Urteil, jedes Ergebnis muß das Resultat einer ernsten, tieferschürfenden Arbeit sein. Wiß, Ironie, Leidenschaft trüben das kalte, klare Bild; es tritt das Persönliche in Erscheinung, und das Persönliche ist in jeder Wissenschaft immer das Verdächtige. Dieses Urteil über Urteile mag eine gewisse Berechtigung bei rein wissenschaftlichen Arbeiten haben, abgesehen auch da die menschliche Einbildungs- und Einfühlungskraft, die Blitze der Intuition und die Überzeugung von leidenschaftlich empfundenen Wahrheiten oft einen höheren Wert haben können, als die reine Deduktion von angenommenen oder übernommenen Tatsachen.

Aber gerade auf dem Gebiet der Politik (und der Parlamentarismus ist selbst ein Zweiggebiet der Politik), ist Temperament, besonders jenes das aus einem abgeklärten und erfahrenen Geist und aus einer gewissen lächelnden Lebens- und Welt-Ironie sich lebhaft äußert, ein wertvoller Bestandteil, denn das Ektopolitische ist das Menschliche, und gerade der Parlamentarismus darf nicht vom Standpunkt des Abstrakten behandelt werden. Gewiß ist dieses Temperament persönlich und national und auch rassenhaft

bedings, und es ist mir als Amerikaner klar, daß ein Nordstriebe oder ein Preusse anders über den Parlamentarismus geschrieben hätten, als der bekannte ehemalige Staatsminister. Aber indem ich dieses interessante, wertvolle und vitale Werk durchlese, habe ich die Empfindung, daß es das Wesen des deutschen Parlamentarismus in einer solchen Weise beleuchtet, daß jeder Engländer und Amerikaner es nicht nur mit Nutzen und Genuß lesen, sondern daß er auch über seinen eigenen Parlamentarismus viel wertvolles erfahren wird. Und England und seine ehemalige Kolonie, über die es noch immer eine parlamentarische Macht ausübt, halten sich, die eine für die Mutter, die andere für die größte Prophetin und Praktikerin des Parlamentarismus.

Dr. Müller-Meinungen gibt ein klares Bild von der Entwicklung der deutschen Parlamente; sein Werk ist aus dem Geist des edelsten und besten Liberalismus entstanden, und es beweist, daß dieser Geist noch nicht tot ist. Das Werk ist in diesem Sinne auch eine Kundgebung für die Tradition des Liberalismus, für jene Demokratie, die von so vielen edlen Vorbildern ausging und jetzt in Deutschland durch innere und äußere Bedrückung, durch Partei-, Klassen- und Rassenhaß, durch Not des Volkes und durch den Henkerfrieden eine Überschattung, wenn nicht einen Zusammenbruch erlitten hat. Denn das innere Wesen der wahren Demokratie, des Liberalismus und des geläuterten Parlamentarismus ist die Freiheit. Ohne diese kann der echte Geist nicht einziehen, er kann nicht in einem versklavten Lande gedeihen, auch nicht, wenn ihm eine ideale Verfassung zur Seite steht, ein freies Wahlrecht und eine moderne Volksvertretung. Die Mission des Liberalismus ist noch nicht erfüllt; er hat sich nicht im historischen verstanden; seine Aufgaben sind vielleicht größer als je zuvor, denn seine Feinde sind jetzt andere. Befreiend, aufklärend, vergeistigend kann dieser modernisierte Geist des Parlamentarismus gegen manches nationale und internationale Uebel wirken, — gegen manche sozialpolitischen Fluch und manches Laster der Zeit. Gerade Deutschland, wäre es frei, könnte da vorbildlich mit neuen Formen und Werten wirken und dazu beitragen, den schon erstarrten, veralteten oder rein formellen Geist des Parlamentarismus in England, Amerika und andern Ländern zu heben und neuzubeleben.

Aber Deutschland ist in dieser Hinsicht sich selbst und auch der Welt ein Problem, ein politischer, sozialer, wirtschaftlicher Organismus nicht nur mit zwei, sondern mit zwanzig Seelen oder mehr, und bietet in seiner heutigen Geistesverfassung nur einen begrenzten und krankhaften Nährboden für den wahren Parlamentarismus.

Alle diese Mängel sieht Müller-Meinungen in grellem Licht, und seine scharfe, oft bittere Kritik könnte eine Hoffnungslosigkeit erzeugen, wenn er sich nicht selbst vor dem Verzweifeln an einer besseren Zukunft bewahrte. Er hofft, daß das Volk endlich zur Einsicht kommen, daß es dann die richtigen Führer finden und sich nicht nur mit der Phrase der „Einigkeit“ begnügen, sondern sich zur Tat der Einigkeit erheben wird. Die unverwundliche Kraft im deutschen Volke (und wie unverwundlich muß diese sein, wenn man weiß, wie mit ihr gehaust wird!) ist dafür eine Gewähr.

„Wir sind heute nicht gefragt, ob wir die Selbstbestimmung des Volkes haben und darauf den Staat aufbauen wollen. Außen- und innenpolitischer Zwang nötigt uns, mit dieser Staatsform so gut als nur möglich zu leben, um den Bürgerkrieg, das Chaos, den Untergang zu vermeiden. Der Geburtsort dieser Verfassungsgrundlagen ist der Laufgraben in der Champagne, in Kleinarland und am Dniepr und wo sonst deutsche Helden standen“.

Klar deutet er an, und diese Stimme tönt aus Bayern, daß man die vom Parlamentarismus ausgehende Demokratie für verfehlt oder für richtig halten kann, daß man sie aber auf absehbare Zeit in Deutschland nicht beseitigen kann, ohne die Einheit des Reiches, dieses letzte große Gut des deutschen Volkes, zu zerbrechen. Es mag sein,

daß das deutsche Volk den neuartigen Parlamentarismus zu schnell und ohne das Zwischenpiel einer demokratisch-parlamentarischen Monarchie, auf sich nahm und dadurch ein seelisches Unbehagen fühlt. Vielleicht wurzelt in ihm aber auch ein tiefer Verdacht, ein Verdrach, der nur zu sehr durch die Erfahrungen des Krieges und durch die Negation des Völkewillens in den großen Demokratien seine Begründung hat: daß nämlich die meisten Demokratien ausarten und in Oligarchien oder Plutokratien sich verwandeln. Aber das ist dann Erstarrung und Entartung. Schon in den frühesten angelsächsischen Wittenagamoten bis zur Verwirklichung des ersten Parlamentes im Jahre 1272 lebte der Geist der Magna Charta und hat sich seither bewährt, wenn auch manche Nacht und manche Freiheit des Parlaments und des Volkes (wie es der Werdegang des letzten Krieges in England und Amerika wieder bewies) nur eine Scheinmacht, eine Scheinfreiheit war.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert. Im ersten unterzieht der Verfasser die Parteiwirtschaft und die Krankheits Symptome am politischen Körper Deutschlands einer scharfen Analyse. Der zweite Teil besteht aus vielen praktischen Regeln für den Parlamentarier, auch enthält er viel Historisches und Unterhaltendes. Besonders macht Müller-Meinungen auf die schlechte Rhetorik der deutschen Parlamentarier aufmerksam; daselbe fällt jedem Ausländer auch bei manchen deutschen Professoren und sogar Schauspielern auf. Der dritte Teil ist eine Art Galerie der bekanntesten Parlamentarier der alten und der neuen Periode, glänzende Porträts und Charakteristiken, mit scharfem und sicheren Strich gezeichnet.

Das Werk ist nicht nur ein bedeutendes Handbuch über den Parlamentarismus; es ist zu gleicher Zeit ein Stück Zeitgeschichte und auch das Bekenntnis eines Mannes, der als feinsinniger Volkemann länger als ein Menschenalter aus nächster Nähe und mit eifrigster Hingabe die Menschen, die Gesetze und die Gesetzgeber beobachtet und ergründet hat.

Herman George Scheffauer (Berlin).

Die Biffstsche Diagnostik. (Ein Beitrag zur Geschichte der Irrtümer.) Objektive Charakterologie und objektive Feststellung psychischer Fähigkeiten überhaupt ist aufs höchste erstrebenswert für die Zwecke der Psychologie, Pädagogik, Soziologie wie der Strafrechtslehre. Das Examen, die psychotechnische Prüfung, die Psychoanalyse geben ja immer nur Resultate, die mehr oder minder getrübt sind durch veränderliche Faktoren: Aufgereiztheit des Prüflings, Voreingenommenheit des Untersuchers, Abhängigkeit von unmeßbaren Einflüssen der Welt. Welchen Fortschritt würde es bedeuten etwa für die Frage der Berufswahl, wenn wir objektiv feststellen könnten: hier ist Maltalent, dort musikalische Anlage, da wieder Beobachtungsgabe in solchem Maße vorhanden, daß der Ausbau solcher Fähigkeiten Erfolg haben muß; in einem anderen Falle dagegen darf trotz vorhandener Neigung bei mangelndem Spezialvermögen ein entsprechender Beruf nicht gewählt werden. Am lebenden Menschen hat solche Seelenvermögen festzustellen versucht die Gall'sche Phrenologie. Sie konnte aber nicht halten, was sie versprach, vor allem aus dem Grunde, daß die Erhebungen und Vertiefungen am Schädel der Konfiguration des Gehirnes nicht entsprechen. Inmitten verdanken wir ihr den Anstoß zur Erforschung der Lokalisation im Gehirn. Das Messer und das Mikroskop des Hirnanatomen, das physiologische Experiment im Verein mit klinischer Beobachtung vermochten hier sogenannte Zentren zu stabilisieren. Seit wenigen Monaten berichten Zeitungen und Broschüren über ein neues Verfahren, welches am lebenden Menschen die Bestimmung des Vorhandenseins und des Intensitätsgrades seelischer Eigenschaften und Anlagen gestatten soll. Die „Biffstsche

Diagnostik“ will durch elektrische Reizung verschiedener Punkte der Stirn und der behaarten Kopfhaut feststellen, wie stark die zugehörigen Funktionen: Mut, Beobachtungsgabe, Lehrtalent, Anlage zur Musik, Sinn für Perspektive, auch Organleistungen, Leber, Magen, bei dem Untersuchten entwickelt seien. Unter solchen Umständen war es von Wert, daß die Berliner Psychologische Gesellschaft¹⁾ dieser Bisttyschen Diagnostik — deren Autor von journalistischer Seite bereits den größten Entdeckern wie Marconi, Curie, Röntgen an die Seite gestellt worden war, — eine eingehende Kritik gewidmet hat. Zunächst besprach Dr. Graf Arco das Verfahren von seiten des Physikers und Elektrotechnikers. Nach seiner Schilderung wird die differente kugelförmige Elektrode eines Wechselstrompendlers an einen der supponierten 108 Punkte angeedrückt, bis Kurzschluß erfolgt. Der so erzeugte Strom wird nicht etwa durch ein Ampèremeter gemessen, sondern durch die Lautstärke eines Telephonhörers vom Untersucher wahrgenommen und nach einer Intensitätskala (1 bis 20) bestimmt. Nach dem Vortragenden ist diese Meßtechnik nicht einwandfrei, da vor allem der mit Wackelbewegungen auf die supponierte Hautstelle ausgeübte Druck nicht konstant ist. Graf Arco betrachtet die Haut als einen Isolator, der durchschlagen wird, der Druck ist also ausschlaggebend. Voets vermochte selbst von jedem Punkte der Stirnhaut nicht eine Stromstärke, sondern eine Schar von Stärken zu erzeugen und meint, daß in den Bisttyschen Protokollen die Stromstärken willkürlich herausgegriffen sind. Die Bisttysche Gesellschaft hat zuerst nur 10 Lautstärken unterschieden, 90 Prozent der Resultate bewegten sich zwischen den Stufen 3 und 4. Graf Arco hält es nach langjährigen Erfahrungen für ausgeschlossen, mittels des Telephon Lautstärken nach einer 10 teiligen, jezt gar 20 teiligen Skala zu unterscheiden. Ein von ihm konstruierter Apparat zur Regulierung des Druckes und Messung des Stromes wurde nicht geprüft.

Das Prinzip der Unternehmer sollte doch wohl sein, daß Unterschiede durch den Widerstand im Gehirn begründet werden, denen gegenüber der äußere Leitungswiderstand zu vernachlässigen ist. Bei dem Wechselstrom von etwa 350 Spannung dürfte aber der ganze Ausgleich durch die Haut erfolgen, keine Erregungen durch die knöchernen Schädelkapsel hindurchgehen. Herr Dr. med. et phil. Herzberg bespricht die physiologischen Grundlagen der Erfindung, die übrigens schon in ihrer technischen Seite verschiedene Beurteilung erfahren hat. Nach Herrn Prof. Paullke wird ein subjektives Urteil bei diesen „Ämnogrammen der Seele“ nahezu ausgeschlossen. Prof. Moede hat die Psychogramme mit anderen Methoden nachuntersucht und gefunden, daß auffallende Fähigkeitkeiten der Bisttys-Methode häufig verborgen bleiben. Dr. Schulte fand häufiger Übereinstimmungen (bei sorgfältig getrenntem psychotechnischen Experiment). Seitens der Unternehmer werden die Widersprüche auf sprachliche Schwierigkeiten bezogen.

Nebner kritisiert weiterhin die Methode. Wie ist man gerade auf 108 Punkte gekommen? (In letzter Zeit sind übrigens die Beziehungen geändert, wohl um Kontrolle zu erschweren.) Die Zuordnung ist offenbar willkürlich. In der Mitte der Hintertopfes zeigte Feld 15 Funktion des Magens, 13 der Nase; in der Mitte der Stirn 75 Fähigkeiten, oberhalb derselben 65 Warmherzigkeit, Gegend über der rechten Augenbraue Begabung für Chemie, und so gibt es Felder für Farbensinn, Perspektive usw. Der Erfinder hypothesiert nun, daß die Zuordnung bei allen Menschen die gleiche sei; dagegen setzt er nicht voraus, daß seine Punkte Hirnzentren entsprechen. Das letztere ist ganz gewiß nicht der Fall, weil den komplizierten Seelenvermögen die von anderen Untersuchungen her bekannten pathologischen Korrelationen nicht entsprechen. Aber auch die typische Zuordnung ist nicht aufrecht zu halten, da man ja nach Graf Arco von allen

¹⁾ Sitzung vom 6. V. 1926.

Punkten beliebige Stromstärken erhalten kann. Wie ist es nun zu erklären, daß die Wißly'schen Psychogramme hier und da mit den anderwärts erprobten Fähigkeiten übereinstimmen? Redner vergleicht diese Resultate mit den Erfolgen des Tischrücken, der Wunschflute, des iberischen Venells. Bewußte oder halb bewußte Muskelkontraktionen traten dort ein, sobald der Agent die Situation für geeignet hält. Ebenso drückt unser Diagnostizierer dann stärker und demonstriert so das Vorhandensein der auf ganz gewöhnliche Weise vermuteten — oder aus Kenntnis des Prüflings entnommenen — Charakteranlage. Von der großen Neuentdeckung bleibt somit nichts übrig.

Aus der Diskussion sei noch erwähnt der Hinweis, daß selbst bei konstantem Druck die menschliche Haut einen innerlich verschiedenen — von Durchfeuchtung, Blutzustuf und anderen Bedingungen abhängigen — Widerstand bietet¹⁾. Ein Redner berichtete noch über Reizung des Gehirns bei Operationen: Nach Zurückschlagen der knöchernen Hirnhäute erlaubt schon die harte Hirnhaut nicht, eine bestimmte Stelle der motorischen Zentren zu reizen. — Herr Moll betonte, daß dieses Verfahren gerade so wie das der Wahrsager, Hellseher, Kartenlegerinnen offenbar auf dem gewöhnlichen Wege erfahrene oder erratene Fähigkeiten ihrer Prüflinge auf die geheimnisvolle Methode zu beziehen sucht. Alle diese Leute stellen nie bei jemandem fest: „Sie sind ein großer Hallunke“, sondern stets Befunde, denen schwer zu widersprechen ist. Er verliest ein Zeugnis des Wißly-Instituts über einen Professor, dem hervorragende Naturbeobachtung, Lehrtalent usw. bescheinigt wird. Wir können nur hoffen, daß nach diesen Darlegungen in allen Kreisen der Glaube an die Wunderkraft des neuen Zauberapparates abnimmt. Bis auf weiteres werden wir wohl darauf verzichten müssen, auf Grund der Wißly'schen Psychographie Schuldige zu ermitteln oder sichere Erfolge in künstlerischen und wissenschaftlichen Berufen vorauszusagen.

Dr. med. Karl Gumpert, Berlin.

Eine neue Metaphysik. Im Archiv für Raumforschung, Berlin, sprach am 15. März der Bremer Philosoph Dr. Friedrich Grave über das Thema: „Ein Waffengang gegen den goethefeindlichen Geist der heutigen Philosophie“. — Der Vortragende beleuchtete scharf die Spannung zwischen der kantischen und der goetheschen Weltverfassung und stellte das Prinzipielle ihrer Erkenntnismethoden fest, um von hier aus auf seine eigene Arbeit zu sprechen zu kommen. Das Wesentliche dieser Arbeit liegt in Buchform vor, 1924 erschien „Das Chaos als objektive Weltregion“ (Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin, mit Vorwort von Dr. Artur Dudenau, Berlin), leithin als weiter ausgreifende Grundlegung die „Chaoica ac Divina“ (Verlag Eugen Dieberichs, Jena 1926).

Der Erkenntnisritual Kants, die den Menschen scheinbar für immer in das Gehäuse seines Erkenntnisvermögens einschließt, stellte er die vollgültige Erlebnisbewältigung Goethes gegenüber, die fern jeder mystischen Verbunklung die menschliche Erkenntnis wechselseitig im Menschentum selber wie in der Transzendenz verankert. Von der goetheschen Erkenntniseinstellung ausgehend wird es möglich, unter Einbeschließung Kants bestimmte Erscheinungen und Erlebnisse dem Erkennen zugrunde zu legen, die in der Mannigfaltigkeit der konkret-weltlichen Gebilde etwas Spezifisches zeigen, gleichsam die Röhre, welche durch den tieferen Strukturaufbau der Welt bedingt sind. So vermögen wir es, in der geschlossenen Natur, im Reiche des Stoffes, des Kristalls, der Pflanze und des Tieres, in erlebnistiefen Augenblicken die Wer-

¹⁾ In der Elektrodiagnostik und Elektrotherapie kann man oft beobachten, daß der gleichen Stromstärke ein bei demselben Menschen wechselnder Effekt entspricht, und vor allem auch ein ganz ungleiches Stromquantum den Körper passiert.

Schwisterung und Durchbringung der diese Region des Konkreten aufbauenden, tiefer entziffernden Komponenten zu sehen, die als „Bildung“, „Gestalt“, „Dimension“ und „Gehalt“ aus der Region des Chaos austauschen. Diese chaotische Region, dem „Reiche der Mütter“ vergleichbar, liegt als Wurzelgrund aller formenbegabten Dinge ausgebreitet, sie empfängt die Trümmer, um sie nach Auflösung als Bausteine neu zu verwenden. Wir Menschen selber tragen als Voraussetzung unserer weltlichen Existenz chaotische Elemente in uns. Durch sie erleben wir gleichsam in Momenten des tieferen Schauens eine objektive, chaotische Region und vermögen es, Zusammenhänge zu überblicken, die uns nicht mehr im Sinne Kants von der Möglichkeit metaphysisch-transzendenter Welterschaffung ausschließen — diese als ein rein wissenschaftlich faßbares Gebiet in unsere menschlich abgetrennte Beschlossenheit hineinlegend — sondern von dem geöffneten Erleben des transzendenten Subjektes kann direkt korrespondierend eine nicht minder tiefe Erkenntnis der Welt gewonnen werden.

Die von Dr. Grave erschlossene Metaphysik unternimmt es, als Naturphilosophie zur Ergänzung der ausschließlich mathematisch-systematisch gerichteten Logik — (bei der nur allzuoft das System triumphiert und der Mensch verloren geht), — die Logik der ähnlichen Wesenhaftigkeit hinzunehmen, welche auf dem tiefer zu fassenden Begriff des Erlebens beruht. Hier liegt in der Tiefe die korrespondierende Haltung, welche ein welthaftes Eingehen auf das Objekt ermöglicht, und es so nicht als ewig abgetrennten Teil empfindet, welcher der Transzendenz zugeordnet werden muß. Hier zeigt sich eine Parallelität, welche das Trennende, aber auch das Verbindende aufweist. Diese korrespondierende Spannung, welche es vermag, das Wissen in das Erleben mit aufzunehmen und es nicht vom Lebensvorgang loszulösen, ist der Angelpunkt der Philosophie Graves. Der Satz von der Aufnahme Kants in Goethe wird hier deutlich. Der Lebensvorgang selber vermag zu korrespondieren; er verbürgt eine Spannweite, die der starren und toten Identität ergänzend gegenübersteht. Grave faßt diese Bipolarität der Welt im neuen Sinne durch „Weltseele“ als eine in zwei Bezirke zerfallende Einheit der Welt, durch „Weltwert“ als die objektiv-skalare (wertende) Verbindung zwischen der Weltseele und einem Weltkomplex, durch „Weltatmung“ als dem Austausch zwischen den komplexen Weltinhalten, und als „Weltorgane“ als die der Welt eingelegten komplexen Stufen an sich. Die Welt ist für ihn immer nur als Zweifaltigkeit faßbar, da die Eins — als Identität — gewissermaßen die Lebens- und Ergebnisfunktion ausschließt, wenngleich sie als Korrespondenz der Einheit mit sich selbst, als Halt, Teil und Zahl, durchaus mit eingebaut werden muß. So bewegt sich seine philosophische Erkenntnis in einer einheitlichen Zweifaltigkeit, welche als systematischer Niederschlag die zwei hoch zwei, also vierfache Teilung uns immer wieder entgegentreten läßt. Diese philosophisch erschlossene, objektive chaotische Region ist kein „geographisches Gebiet“, sondern Elementen-Inbegriff (wie Raum, Zeit und andere Urformen), ist transzendent, ragt jedoch „wahrnehmbar“, durch den Lebensvorgang bedingt, in die Natur. Das unsterbliche Verdienst Kants und seine metaphysische Entdeckung bleibt unangestastet; der Neukantianismus allein ist abzulehnen, in dem die Wohltat einer exakten Fassung zur dogmatischen Plage wird und über der Erkenntnistheorie das Erkennen selber abwegig wird. — Die Philosophie Graves ist nur eines in jener großen Zahl von Symptomen der heutigen Zeit, in welchen von der allein systematisierenden, trennenden, zählenden und teilhaften Weltbetrachtung zur „Apriorität der Urformen“ und der uns mit jenen Formen verbindenden Struktur zurückgekehrt wird, nicht ohne den Vorteil mitzunehmen, ebenfalls systematisieren, trennen, zählen und teilen zu können. Es gilt, die Ernte einer Epoche zu bergen, und sie nicht auf dem Felde, da sie wuchs, stehen zu lassen, nachdem der Wachstumsvorgang sichtbar abgeschlossen ist. In immer stärker

werdendem Maße wird in den heutigen Tagen ein Punkt gesucht und erreicht, von welchem man nicht nur die mit Teil, Isolation und Zahl frontal eingestellte Funktion der Gleichung zu handhaben versteht, sondern auch das im Leben fest verankerte, mit Ähnlichkeit, Korrespondenz und Erlebnis welthaft verbundene Gleichnis. Dem üblichen Einwand und Mißverständnis, daß das Gleichnis etwas Unerkantes und Unwiesliches sei, kann gerade heute, in einer Zeit, in der sich die Erkenntnis in dieser Richtung vertieft hat, erfolgreich entgegengetreten werden, — arbeitet doch die wissenschaftliche Forschung bereits bewußt mit korrespondierenden Momenten, in denen sich eine objektive Einheit über das getrennte Material hinaus verbürgt. Intuitive Denker verschiedenster Richtung arbeiten innerhalb der Teilhaftigkeit mathematisch-systemhafter Feststellungen mit einer korrespondierenden Parallelität der Erscheinungen, Belege, in denen Uformen objektiv-chaotischen Charakters bis zur Evidenz übereinstimmend befunden werden und so den Wert einer „lebendigen“ Identität erhalten. Daß dieser objektive Vorgang nur von einem Menschen geleistet werden kann, läßt ihn als Wahrheit um den Teil biologisch zureichender erscheinen, den wir sonst im Sinne der Erkenntnistheorie als logisch-mathematische Wahrheit verbuchen können. In uns aber liegt die Möglichkeit beschlossen, hier nicht lediglich eine Seite der Erkenntnis auszubauen. — So wirkte es symptomatisch, als von einer Seite der zahlreich anwesenden Psychoanalytiker in der anschließenden Diskussion gesagt wurde, daß die Psychoanalyse auf psychologischem Gebiete, unter Anwendung einer parallel verlaufenden Methode, ein ähnliches Vordringen in die chaotische und doch objektive Region unternimmt wie es innerhalb der Philosophie von Dr. Grave vom Metaphysischen aus geschieht. — Wie immer man dieser Richtung der Neubegründung einer Naturphilosophie gegenübersteht mag: viele drängende Fragen werden hier in ernstester Arbeit angegangen.

J. Henning.

Erlebens.

Das Nō (Schaubühne in Japan). Aus Friedrich Verghnōti, „Japanische Masken“. 2 Bände. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin, 1925.

Es klingt wie ein Märchen: irgendwo in der Welt, bei einem hochgebildeten Volk, spielt, singt und tanzt man auf der Schaubühne noch genau wie vor einem halben Jahrtausend. Nichts Wesentliches hat sich geändert, weder das gesprochene oder gesungene Wort, noch die Art des Tanzes und der begleitenden Musik, die Einfachheit des Bühnenrahmens und der Bühnengeräte, auch nicht das Verhältnis zwischen Darsteller und der gewissermaßen mitschaffenden Zuhörerschaft. Die hölzerne Maske ersetzt wie ehemals das Mienenpiel, und ein Chor, auf offener Bühne hockend, erklärt und verknüpft durch kunstvollen Vortrag die Handlung. Außerhalb der Grenzen des Landes aber, das dieses ganz mittelalterliche, in voller Frische und höchster Vollendung erhaltene Bühnenspiel hervorgebracht hat, wissen nur wenige davon.

Kein Vorhang geht auf, wenn das Spiel beginnt. Die Bühne, ein Gewiert von etwa fünfdreiviertel Meter Breite und Tiefe, ist nach drei Seiten offen. Ihre stolze und gepflegte Einfachheit, an die berechnete Schlichtheit des Lerraumes der Shajin erinnernd, wirkt wie ein Aufruf zur Sammlung. Der Hintergrund (gleichzeitig die Abschlußwand des Orchesterraumes) bleibt unveränderlich derselbe: eine mächtig ausladende Kiefer, das Sinnbild der Langlebigkeit, ist darauf gemalt, auf ihre Seitenwand zur Rechten als beliebte Ergänzung ein paar Bambusstämme. Dann stehen noch vor

der „Schwebelücke“, die die Verbindung von Bühne zum „Spiegelzimmer“ bildet, drei niedrig gehaltene junge Kiefernstäucher. Den Zugang zum Spiegelzimmer schließt ein breiter Vorhang aus schwerer Seide oder kostbarem Brokat ab. Das ist im wesentlichen, für unsere Begriffe wenigstens, der ganze Schmuck der Nō-Bühne. Für japanische besteht er aus der Schönheit des Baustoffes und aus seiner Zusammenfügung. Affreies und geradlinig gefasertes Hinokiholz wird bevorzugt; die Pfeiler und Querbalken sind aus einem Stück und zeigen, wie das ganze Holzwerk, die natürliche Farbe und die schönste Maserung. Spiegelglatt ist der Fußboden der Bühne, der Schwebelücke und des Spiegelzimmers, und diese Ebenmäßigkeit des Belages geht so weit, daß selbst die Bretterfugen der „Brücke“ sich geradlinig bis zum Spiegelzimmer fortsetzen, weil die eigentümliche Tanzschrittbeziehung des Helden (Schlurfend, die Fußspitze aufwärts gehoben und der Hacken am Boden, wenn er vorwärts geht; während beim Zurückschreiten die Fehen am Boden bleiben und der Hacken gehoben wird) schon im Spiegelzimmer ihren Anfang nimmt. Der Nō-Tänzer hat, wie der Liebhaber des Schach, alle Felder seines Spielbretts im Kopfe. Fast jeder Pfeiler hat seinen Namen nach der Stellung der Mitwirkenden. Oft genug ist der Platz, den der Spieler einzunehmen hat, die Kurve seiner Bewegung, ja die Schrittzahl und die Kopfhaltung durch alte Ueberlieferungen vorgeschrieben; er weiß, an welchen Stellen, wenn er aufklampt, der Boden besonders kräftig wiederhallt, weil unter diesem Fußboden in einer zwei bis drei Meter tiefen Ausschachtung große irdene Gefäße mit einander zugekehrten Öffnungen als Schallverstärker aufgehängt sind.

Drei Musiker in wappengeschmückten Festgewändern mit breiten Schultereilen kommen zuerst über die „Schwebelücke“. Sie nehmen im Hintergrund der Bühne, vor der mächtigen gemalten Kiefer, Platz. Einer bläst die Flöte, die beiden anderen schlagen die Handtrommeln (mit der hohlen Handfläche der erste, der zweite mit dem durch Fingerhut beschirmten Finger). Ein vierter Musiker findet sich ein, wenn Tänze von Göttern, Dämonen und Geistern mit der großen, von Klöppeln geschlagenen Trommel begleitet werden.

Der Chor tritt aus der nur für ihn bestimmten hölzernen Drehtür, die sich unmittelbar zu dem kleinen, durch ein niedriges Geländer nach außen abgeschlossenen Chorraum rechts von der eigentlichen Bühnenplattform (d. i. rechts vom Zuschauer) öffnet. Es sind 8 bis 12 Männer, gekleidet wie die Musiker, und sie hocken in zwei Reihen, die Hände auf den Knien, ernst und fast unbeweglich. Wenn sie singen, erheben sie den vor ihnen liegenden Fächer, drehen ihn um und stellen ihn senkrecht vor sich hin.

Eine stumme, zueckhaltend im Hintergrund der Bühne hockende Gestalt tritt gewöhnlich erst im Verlauf des Spiels in Tätigkeit. Es ist der Kōken, der „überwacht“. Er überreicht dem Helden etwa Schwert, Fächer oder Schlägel und nimmt sie wieder ab, oder er schafft das bescheidene Ausstattungsgesetz herbei. Der Zuschauer übersteht geflüstert seine Anwesenheit.

Die Bühnengeräte bestehen aus magersten Andeutungen. Da ihre Form für die wichtigsten Stücke seit Jahrhunderten vorgeschrieben ist, errät der Zuschauer sofort ihren Sinn.

Inzwischen ist, langsam und feierlich, als hätte er eine weite Reise hinter sich, was sich im Stück gewöhnlich bestätigt, der Waki (die Nebenperson oder der Deuteragonist) auf der Schwebelücke aufgetaucht, und in Gleichschritten nähert er sich der Bühne. In der naiven Weise, die wir von Euripides kennen und von vielen orientalischen Erzählungen her lieben, stellt er sich selbst vor und knüpft dann in einem längeren Gesangsvoortrag die ersten Fäden des dramatischen Geschehens. Meist ist es der Bericht einer Reise, deren nun erreichtes Ziel sich mit der Ortlichkeit deckt, an der

die im NO aufgegriffene Begebenheit sich abspielt oder sich abgespielt hat. Damit ist das Erscheinen des Hauptdarstellers oder Protagonisten (Shite, Macher heißt er japanisch) vorbereitet, der als Sänger, Tänzer, Pantomime und Spielleiter alle Fäden des Stückes in seiner Hand vereinigt.

Bücherbesprechungen.

Philosophie.

Jahrbuch der Charakterologie. Herausgegeben von Emil Utig. I. Jahrgang (Band I). Pan-Verlag Wolf Heise, Berlin, 1924. 375 S. Geb. M. 12.—.

Seit Bahnsens Buch über Charakterologie, das selbst die Beachtung und das Lob eines so kritischen Beurteilers wie der jugendliche Nietzsche war, fand, sind von den verschiedensten Seiten immer wieder Ansätze gemacht worden, die Charakterologie als ein Spezialgebiet der Psychologie auszubauen. Diese Tendenzen haben sich mit den Freud'schen und Adler'schen Untersuchungen vielfach berührt und besonders Männer wie Utig und Klages haben zweifellos Wertvolles geleistet, um diese, man könnte sagen, praktisch gemeinte Psychologie zu fördern. Der erstere hat nunmehr eine Reihe von Aufsätzen charakterologischen Inhalts gesammelt und auch selbst in einem größeren Buche eine zusammenfassende Darstellung dieser Grenzwissenschaft gegeben, zu der ja Ansätze von allen Seiten vorliegen, ohne daß man die streng systematische Linie der Untersuchung jemals festgehalten hätte. So steckt charakterologisch bedeutsames Material schon in den Schriften des Aristoteles, aber weniger in seiner Psychologie als in seinen Schriften zur Ethik und Staatslehre, und so kann man das durch die ganze Geschichte der Philosophie hindurch verfolgen, was vielleicht ein dankbarer Gegenstand für einen Aufsatz des 2. oder 3. Jahrgangs dieses Handbuches wäre. Der 1. Band enthält Aufsätze sehr verschiedenen Inhalts, darunter einen sehr bedeutsamen von Heindl (Strafrechtstheorie und Praxis), eine Darstellung der Grundprobleme der Charakterologie von A. Pfänder, eine Charakterologie Bogofs von G. Geseffmann, eine feinsinnige Studie von Arthur Liebert über Im. Kants geistige Gestalt, eine Auseinandersetzung über die psychologischen Errungenschaften Nietzsches von Klages u. a. Man kann diese Sammlung nur warm begrüßen, die geeignet ist, das Interesse für die charakterologischen Studien der Gegenwart zu stärken.

Artur Buchenau.

Gustav Störing. Was soll uns Kant sein? Leipzig 1924. Verlag Wilhelm Engelmann. 66 S.

Der Verf. will „die Hauptleistungen Kants auf dem Gebiet der theoretischen und praktischen Philosophie“ darstellen, sie „einer kritischen Würdigung unterwerfen“ und eine Weiterbildung der kantischen Anschauungen geben. Sein Interesse wendet sich in erster Linie den Problemen der praktischen Philosophie zu, wodurch sich die Voranstellung dieser Disziplin in der Darstellung allenfalls rechtfertigen ließe. Der andere vom Verf. namhaft gemachte Grund für die Änderung der Reihenfolge „weil sie (die praktische Philosophie) ohne Zweifel leichter verständlich ist“, dürfte wenigstens mit Rücksicht auf das kantische System berechtigten Zweifeln begegnen.

St. vertritt dem kantischen Formalismus gegenüber eine materiale Persönlichkeitsethik; er läßt auch eudämonistische Elemente als sittlich gelten, wenn nur das dem niederen oder höheren Wohl, oder der Förderung geistiger Lebensbetätigung zugewandte Wollen ein

selbstlos ist, und durch Sympathiegefühle ausgelöst wird. Im Gegensatz zu Kant macht er die Beurteilung sittlicher Handlungen zwar nicht von einem unvorherbestimmbaren Einzeleffekt, wohl aber von einem aus der Fülle der Erfahrung ableitbaren „Durchschnittseffekt“ abhängig. Neben dem niederen sittlichen Wollen der eben geschilderten Art gibt es nun nach St. höhere Formen, die zwar nicht durch Lustmaßstäbe meßbar sind, sich aber auf Formen der niederen Art zurückführen lassen. In dem für das höhere sittliche Wollen maßgebenden Motiv der Förderung und Behauptung sittlicher Selbstachtung, wobei generelle Willensentschlüsse die singulären Entschlüsse bestimmen, findet er Beziehungen zu einfachem Wollen, die sich psychologisch nachweisen lassen. Hierdurch glaubt St. den Gegensatz zwischen der formalistischen und der eudämonistischen Betrachtungsweise überbrückt zu haben. Soweit sich nun über die z. T. aus kurzen Zeitsähen bestehende Darstellung ein Urteil bilden läßt, muß es sich kritisch gegen den „Durchschnittseffekt“ wenden, der das einfache sittliche Wollen bestimmen soll. Mag der beabsichtigte Effekt noch so erhaben sein, so läßt sich hieraus noch kein Maßstab für den Grad der sittlichen Befinnung herleiten: die erhabensten Effekte können durchaus selbstsüchtigen Motiven entspringen. Wie kann es überhaupt zur Auffindung des Durchschnittseffektes kommen, wenn nicht das Bewußtsein des Sittlichen vorausgesetzt wird? Denn gerade in schwierigen sittlichen Entscheidungen, wo das Leben die Entscheidung zu unerhöht verantwortungsvollen Schritten auf unsere Schulter legt, gibt es häufig überhaupt nicht so etwas, was Erwartung eines Durchschnittseffektes heißen könnte. Es bleibt also dabei, „daß die Absichten — und ihre Wirkungen — den Handlungen keinen unbedingten und moralischen Wert erteilen können“. Die Sittlichkeit des Wollens an zwei Bedingungen zu knüpfen, an die Beschaffenheit des Durchschnittseffektes und an die Selbstlosigkeit des Motivs, ist widerspruchsvoll, da die erste Bedingung an sich überhaupt nichts enthält, woraus auf Sittlichkeit geschlossen werden kann, und das Sittliche immer erst von subjektiver Seite durch Billigung des möglichen Erfolges in das Objektive hineingetragen wird. Der Durchschnittseffekt kann immer nur einen relativen, angenäherten Maßstab abgeben, der zu der absoluten Notwendigkeit des Sittengesetzes in keiner Verbindung steht. Eine tiefere kritische Betrachtung müßte vor allem auf die Leistungen zeitgenössischer Forschung (besonders Max Scheler's) Bezug nehmen.

Die nun folgende Darstellung und kritische Weiterführung der theoretischen Leistungen Kants wird von der psychologischen Einstellung des Verf.s stark beeinflusst. Die Unterscheidung zwischen einer subjektiv-apriorischen Erkenntnis, die „von aller Erfahrung unabhängig entstanden ist“, und einer objektiv-apriorischen, unabhängig von aller Erfahrung geltenden Erkenntnis findet sich bei Kant nicht und stellt eine zum Nativismus führende Umbiegung des Problems dar. Die Ablehnung nichteuclidischer Geometrien auf Grund der „Anschaulichkeit“ des Raumes setzt sich über die schwerwiegenden Bedenken gegen dieses Argument hinweg. Selbst eine einführende Betrachtung dieses Problems darf heute nicht mehr an den hier vorliegenden Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung vorübergehen; und man kann unmöglich auf zwei Seiten über diese Frage entscheiden, hinter der eine schier unüberschaubare Literatur steht.

Kants Rechtfertigung synthetischer Urteile a priori in Geometrie und Algebra wird nicht für einwandfrei gehalten und dagegen der Versuch einer besonderen Ableitung gemacht, wobei auch auf die Ermöglichung synthetischer Urteile a priori im nichtmathematischen Denken hingewiesen wird. Diese ohne Zweifel recht originalen Ausführungen werden auch dem nichtpsychologisch eingestellten Leser viel zu denken geben.

Emil Utiß. Der Künstler. Vier Vorträge. Stuttgart. Ferdinand Enke. 64 S. M. 2.70.

Die Fähigkeit, schwierige Probleme der Ästhetik in leichtfaßlicher Form vorzutragen und die Bemühungen um die Begründung einer Charakterologie als Wissenschaft haben den Namen des Verf.s weiteren Kreisen bekannt gemacht. Die vorliegende Schrift faßt unter dem nicht gerade glücklich gewählten Titel eine Reihe von Vorträgen zusammen, die durch ihre Veröffentlichung an anderen Stellen dem Fachmann bereits bekannt waren und eine Ergänzung der zweibändigen „Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft“ darstellen. Es fällt schwer, die Verdienste des Verf.s um die Begründung der Kunstwissenschaft in kurzen Worten auseinanderzusetzen und damit zu einer Würdigung des Hauptartikels der Schrift: „Das Problem einer allgemeinen Kunstwissenschaft“ zu gelangen. Die Frage einer Trennung zwischen Ästhetik und Kunstwissenschaft, die nicht bloß eine Angelegenheit terminologischer Klärung ist, sondern das Wesen unserer Forschung aufs innerste berührt, hat auf diesem Gebiet erst zur eigentlichen wissenschaftlichen Befinnung geführt. Das Verdienst, es überhaupt als Problem erkannt zu haben, gebührt Conrad Fiedler. In neuer bedeutsamer Form ist die Frage von Hugo Spiger, Max Dessoir und Utiß behandelt worden, während andere Forscher, so besonders Volkelt, von einer solchen Trennung nichts wissen wollen. Spigers Erklärung, „daß sich die Bezirke der Kunst und der Schönheit in keiner Weise decken“, steht der Formulierung Dessoirs nahe: „Kunst entsteht durch keine Verdrängung des Ästhetischen“. Während aber Dessoir eine völlige Trennung von Ästhetik und systematischer Kunstwissenschaft nicht annehmen zu können glaubt, geht Utiß noch einen Schritt weiter, wenn er neben einer „erquisit ästhetischen Kunst“ im Sinne des hellenisch-klassischen Schönheitsideals von einer Kunst spricht, „die gar keine Beziehungen mehr zum Schönen unterhält“ außer ganz allgemeinen und unbestimmten Anbeutungen. In der vorliegenden Schrift hat Utiß seine kritische Einstellung gegenüber dem Dogma des Schönheitsbegriffes, das übrigens bereits Schleiermacher aus der Kunstphilosophie entfernt wissen wollte, eher verschärft. Die in der „Grundlegung“ gleich einem Leitmotiv immer von neuem aufklingende Bestimmung: „Kunst ist Gestaltung auf ein Gefühlserleben, der Art, daß der Sinn der Gestaltung im Gefühlserleben sich erschließt“, wird einer erneuten Betrachtung unterzogen und vor psychologischer Mißdeutung gesichert. Auf den Inhalt der übrigen Aufsätze: Zum Schaffen des Künstlers, Kunst und Geisteskrankheit, Der Charakter der Künstler einzugehen, verbietet der beschränkte Raum. Die ausschlußreichen Ausführungen gipfeln in dem Gedanken, daß das „Problem der Kunst nicht vom ästhetisch-ästhetischen Standpunkt allein erfaßt werden kann, daß vielmehr die gesamte Persönlichkeit des Künstlers in ihrer Menschlichkeit in Frage stehe. Besonders das letzte Kapitel kann als Einführung in das Verständnis der charakterologischen Bemühungen des Verf.s angesehen werden.

R. Odebrecht.

Kurt Breyfig, Vom geschichtlichen Werden. Erster Band. Persönlichkeit und Entwicklung. J. G. Cotta, Stuttgart, 1925. 308 S.; 8 M., geb. M. 10.50.

Kurt Breyfig hat ein arbeits- und erfolgreiches Leben an die vergleichende Universalgeschichte und Gesellschaftslehre gewandt; jetzt zieht er nach einer Reihe von kleineren Abhandlungen die Summe seines geschichtsphilosophischen Nachdenkens in einer Darstellung der Prinzipien historischen Geschehens, die er Geschichtslehre nennt. Der erste Band liegt vor; er behandelt das Problem Individuum und Masse und sucht dem geschichtlichen Werden auf die Spur zu kommen. Er begründet eine höhere Synthese zwischen der Botschaft Nietzsches von dem titanenhaften Übermenschen

oder der straffen Formel Treitschkes: „Männer machen die Geschichte“ und dem Kollektivismus der Marx'schen Theorie oder in praxi der Lamprecht'schen Geschichtsauffassung. Alle großen Antriebe, auch die heute in den gewöhnlichsten Kulturthaten verflochten, vor Tausenden von Jahren zuerst wirksamen, gehen auch nach ihm von der starken Persönlichkeit eines einzelnen aus, dessen Kraft fortwirkt durch die Zeiten hindurch; Kraft hat sich zur Tat entbunden, ihre Wirkung strahlt fort von Mensch zu Mensch durch die Jahrtausende; Entwicklung ist nichts weiter als ein Geflecht solcher Kräftestrahlungen, die alle auf eine Persönlichkeit zurückzuführen sind; der sogenannte Zeitgeist ist nachweisbares Erbgut, Fortpflanzung, Umwandlung, Kreuz und Querverwirkung, nie selbst Kraft; zeugungsfähig ist nur der schöpferische Geist des Einzelnen, der eben darum stets mit diesem Zeitgeist in Konflikt geraten muß; die Masse widersetzt sich dem Schöpferischen, sie ist auf Nachahmung, tausendfältige Wiederholung, auf Regel, Übereinkunft und Überlieferung gestellt: in dem Kampf zwischen dem Schöpferischen und den Handlungsweisen der Masse vollzieht sich die Entwicklung, in der Erkenntnis und Darstellung dieses Kampfes besteht die Arbeit des Historikers. Die Kraft wird im Laufe der Fortwirkung lahmter, blasser, nutzbarer; sie versachlicht sich, erstarrt in Formen und Formeln, bekommt aber auch Festigkeit, Sicherheit, Ruhe. Unendlich verflochten ist das Gespinnst solcher Massen Zustände, die nun auch ihr eigenes geschichtliches Recht in Anspruch nehmen, und der immer neue Antrieb sich wieder gebärender schöpferischer Einzelkraft; es ist mit den Mitteln der beschreibenden Geschichtsforschung nicht zu erfassen: eine entwickelnde ist nötig: alle Geschichte ist Werden, nur intensives Vergleichen ist das Werkzeug des Forschers.

Von solchen Gesichtspunkten aus wird ein Hymnus auf die ganz Großen in aller Geschichte gesungen, auf Alexander und Cäsar, Michel-Angelo und Shakespeare, fallen Schlaglichter auf die Entfaltung von Barock und Rokoko, auf die Urgeschichte, wie auf die vielen Zeiten, vom Nationalismus an, die in der heutigen Geschichtsschreibung eine so große Rolle spielen. Vor allem aber wird der Materialismus und seine Geschichtsauffassung einer vernichtenden Kritik unterzogen.

Es ist ein tiefes, gedankenreiches und in wundervollem, kristallklarem und reinem Deutsch geschriebenes Buch, voller Anregung — aber letzten Endes doch wohl ohne durchschlagende Kraft. Es ist dem Verfasser wohl entgangen, daß schon einmal alles Weltgeschehen unter dieselbe Formel gebracht worden ist, unter religiösem Gesichtswinkel, im 16. Jahrhundert, von dem genialen Sebastian Brand von Donauroth: immer wieder tauche der göttliche Geist als schöpferische Kraft empor, in Moses, Plato, Christus, Luther, aber immer wieder erstarre er in Formeln, Gesetzmäßigkeit, zur Kirche, zum Staat; bei den Keckern liege die Wahrheit, bei den sich gegen den Zwang Aufbäumenden; der Pöbel aber, der Herr Omnes, ersticke immer wieder den freien Geist: das sei der Inhalt der Weltgeschichte. In seiner Geschichtsbibel tritt er den Beweis dafür an. Später hat Gottfried Arnold den Gedanken in seiner Regierhistorie wieder aufgenommen (1700), und auf ähnliche Gedanken im Faust braucht nur hingewiesen zu werden.

Im Grunde geht diese ganze Gedankenreihe auf den Neuplatonismus und seinen großen Schöpfer Plotin zurück. Hier sprudelt die Quelle; seine Emanationstheorie ist zu dem großen Strome geworden, der über die deutschen Mystiker hinweg immer wieder das Geistesleben befruchtet hat, und der hier von neuem deutlich jutage tritt.

Freilich, den Pessimismus seiner Vorgänger im Geiste teilt Dreyfig nicht; er ist objektiver, ruhiger; er ist durch die Schule Rankes gegangen. Schade nur, daß er den Meister verleugnet; er glaubt, über ihn hinausgekommen zu sein. Und doch, was ist seine etwas mystische, schöpferische Kraft, was sind seine zu selbständigem Leben er-

wachten Massen Zustände anders, als Ideen im Sinne Kant's? Und die neue Geschichtschreibung, wie er sie übt und zur prinzipiellen Forderung macht, wird immer daran krank müssen, daß die Vergleichung der Zustände verschiedenster Völker und Epochen dem Charakter der Geschichte als einmaligem Geschehens nicht gerecht wird; sie muß immer zu Schiefeiten und Unebenheiten führen und kann im besten Falle Bausteine zu einer Soziologie liefern, auch wohl einzelne Erscheinungen in ein neues Licht rücken, nie aber den wirklichen Verlauf erklären. Und so wird es denn trotz dieses geistvollen Buches im wesentlichen auch weiterhin bei der verfehlten „beschreibenden“ Geschichtschreibung bleiben.

Reimann.

Kunst und Literatur.

O. Kaemmel. Rom und die Campagna. Vierte Auflage, bearbeitet von O. E. Schmidt. Mit 160 Abbildungen, vier Gemälden von Hans Bussé und zwei Aquarellen von Curt Agthe und einer farbigen Karte (Monographien zur Erdkunde — Band 12). Verlag Welhagen und Klasing. Bielefeld. 1925. 214 S. M. 8.—.

Kaemmel's bekanntes Rom-Buch liegt hier in 4. Auflage vor, die von seinem Freunde O. E. Schmidt besorgt wurde. — Text und Abbildungen sind sorgfältig durchgesehen und modernisiert worden, so daß das Buch wieder vollständig allen Anforderungen der Gegenwart genügt. Man muß dem Verlage dankbar sein für den reichen und gut ausgewählten Bilder Schmuck, der bei dieser mehr populär gedachten Sammlung ja mit die Hauptsache ist, aber auch der Text bietet alles für eine Einführung in die geographischen, geschichtlichen und kunsthistorischen Verhältnisse Roms und seiner Umgebung Erforderliche. S. 84/85 ist von Mussolinis „Geschid“, seiner „Mäßigung und Tatkraft“ die Rede. Es ist bedauerlich, daß ein so kurzichtiges und befremdendes Urteil sich in das sonst so objektiv gehaltene Buch eingeschlichen hat. Wenn dieser Mann überhaupt erwähnt werden mußte, so durfte es doch nur mit schonungsloser Kritik geschehen.

Artur Buchenau.

August Köster. Die griechischen Terrakotten. Mit 7 Abbildungen im Text und 104 Tafeln. Berlin 1926. Hans Schoch & Co., G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung. 98 S. Text. In Ganzleinen M. 20.—.

Die Verwendungsfähigkeit der Terrakotten ist besonders seit der hellenistischen Zeit so mannigfaltig, daß dasselbe Stück ebensogut als Zimmerschmuck dienen konnte wie als Vestigabe für die Gottheit, je nachdem der Besizer entschied. So besenkte man in Rom mit Vorliebe junge Mädchen mit Konfigürchen, wo wir heute einen Blumenstrauß darbringen würden, oder aber man konnte auch das Grab eines Lieben damit schmücken. Kein Wunder daher, daß viele interessante Stücke erhalten sind, die z. T. an Naturwahrheit und unmittelbarer Lebendigkeit alles übertreffen, was wir an griechischer Großplastik besitzen¹⁾. Köster's Buch vermittelt uns einen ganz vortrefflichen Überblick über diese viel zu wenig bekannte und gewürdigte Kunstgattung. Die mehr als 100 ganzseitigen Abbildungen sind vom Verlage aufs sorgfältigste hergestellt und auf bestem Papier wiedergegeben worden. Das Buch Köster's kann auch für weitere Kreise, z. B. für Schulbibliotheken, durchaus empfohlen werden.

Artur Buchenau.

¹⁾ Man vgl. etwa die Tafeln 59, 64, 68, 91!

Deutsche Denkreben. Besorgt von Rudolf Borchardt. Verlag der Bremer Presse München 1925. 478 S.

Diese Sammlung umfaßt 22 Gedenkreben, darunter die von Goethe auf Wieland, Herder auf Wielandmann und Lessing, Herbart auf Kant, Schleiermacher auf Busmann, vier Boedtsche Reden, die von Ritter auf Alexander von Humboldt, Jacob Grimm auf Schiller, Leo auf Lachmann. Von den Lebenden ist nur Harnack vertreten mit je einer Rede, über Neander und Melancthon. — Borchardts Schlußwort macht mit Recht darauf aufmerksam, daß uns in Deutschland die politische Rhetorik Athens und Roms, aber auch die Eleganz der „Oraisons funèbres“ von Bossuet fehlt. Dieser Argwohn umgibt von jeher in Deutschland den Instinkt und die Macht der Beredsamkeit; nur hier bei uns ist es ein Scheltwort geworden, eine Leistung mit dem Begriff der künstlerisch gestalteten Prosa in Beziehung zu bringen, der die Bezeichnung des „rhetorischen“ in *often autoritativt* „rhetorischen“ zu einem *högskole* „höflich“ „rhetorischen“ Sachworte gemacht wie etwa den Begriff des „geometrischen“. Um so notwendiger war es, das Beste uns zur Verfügung Stehende auf dem Grenzgebiete von Literatur und Rhetorik einmal zu sammeln, wie das der Herausgeber in vorbildlicher Weise in diesem Bande zustande gebracht hat, dessen würdige Ausstattung in Harmonie zu dem Inhalt steht. Das prächtige Buch ist in der Werkstatt des Verlages selbst gesetzt worden, gedruckt von der Mandruck L. S. Titel und Initialen wurden von Anna Simons gezeichnet. Es ist eine Freude in einem solchen Buche zu lesen, das der alten guten Qualitätsarbeit der Jahre vor 1914 in nichts nachsteht.

Artur Buchenau.

S. D. Lawrence. Jask im Buschland. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart 1925. 492 S. In Ganzleinen geb. M. 8.50.

Das Rohmaterial zu diesem in Westaustralien spielenden Roman wurde geliefert von Miss Skinner, der Tochter eines englischen Generals. Lawrence hat das Buch stark bearbeitet und um einen wirksamen Schluß bereichert; übersetzt ist es von Elise Jaffer-Richtshofen. Die Übersetzung hatte mit der Schwierigkeit zu kämpfen, das australisch entartete Codney-Englisch, das in dem fünften Kontinent gesprochen wird, im Deutschen durch eine ähnlich lässige Ausdrucks- und Sprachweise wiederzugeben. Das ist der Übersetzerin vorzüglich gelungen. Das Werk selbst gehört in die Reihe der Bildungströmene und beruht auf einer tiefgehenden Kenntnis von Land und Leuten Westaustraliens.

Artur Buchenau.

Wilhelm Schäfer. Neue Anekdoten. 1926. Verlegt bei Georg Müller in München. 376 S., geb. M. 4.—

Dem ersten Bande seiner „Anekdoten“ fügt W. Schäfer hier nach 15 Jahren einen zweiten hinzu, der diesmal aber nur 22 statt 33 Stück enthält. Die knappen Skizzen und Erzählungen verraten des Dichters Meisterschaft und Plastik der Darstellung auf jeder Seite; sie gehören zu der im tiefsten Sinne des Wortes vollstümlichen „Dichtung der Deutschen“. In seinem Vorwort ist Sch. bemüht, die oft so schiefe Auffassung dieses Begriffes einer Revision zu unterziehen. Wenn der Gebildete vom „Volk“ spricht, von einem „Volkslied“, einem „Volksfest“, einem „Volksbad“ u. dgl. — immer tritt leicht der Hochmut seiner „gelehnten“ Bildung zutage. Das einzige „Volkslied“, Herders Wortschöpfung, hätte da längst zu einer besseren Artung des Volkstümlichen führen sollen, zu der Erkenntnis nämlich, daß im Volkstum der Lebensgrund nicht nur seiner Lieder, sondern auch alles dessen liegt, was der Gebildete als

seinen Eigenbesitz in unberechtigtem Stolze abtrennen möchte. So ist vollstümliche Kunst nicht das Geringsste, sondern das Höchste, was Bildung vermag, wenn sie sich selber im höchsten Sinn, als Bildwerdung des Wesens, versteht. In diesem Zusammenhang findet Schäfer die feine Formulierung: „Was wir im Gegensatz zum Talent Genie heißen, ist die urtümliche und gläubige Sicherheit des Dienstes am Volke“. — Schäfers Erzählungskunst bedarf keiner Empfehlung; es sei nur darauf hingewiesen, daß seine Anekdoten sich vorzüglich zur Aufnahme in deutsche Lesebücher und Sammlungen historischer Erzählungen eignen.

Artur Buchenau.

John Galsworthy, Justice, Nr. 1 der Students' Series Neue Folge. Herausgegeben v. Univ.-Prof. Dr. Karl Wildhagen-Kiel, Verlag Bernhard Lauchnitz, Leipzig, 1926, br. M. 1.80, 143 S., 60 S. Anhang.

Der Verlag Lauchnitz hat sich in dankenswerter Weise entschlossen, seiner bekannten Sammlung eine Reihe von Texten für den Schulgebrauch anzuschließen. Bd. 1 enthält das Trauerspiel Justice von Galsworthy mit Anmerkungen und einem Wörterbuch, herausgegeben von Studentrat Adolf Koch. Der Text ist bis auf einige Kleinigkeiten der gleiche wie der der Lauchnitz-Edition. Die Einleitung und die Anmerkungen sowie das Wörterbuch sind sehr sorgfältig angefertigt. Zu Akt II S. 333 wäre zu bemerken, daß „the benefit of the doubt“ einfach eine Anspielung ist auf das bekannte Diktum: in dubio pro reo.

Artur Buchenau.

John Galsworthy, Strife, (Student's Series. Neue Folge. Nr. 3). Bernhard Lauchnitz Verlag, Leipzig, 1926. 111 S. M. 1.50.

Die Tragödie „Strife“ hat zum Gegenstand den Kampf zwischen Kapital und Arbeit, wobei beide Gruppen repräsentiert werden durch je einem entschlossenen, unnachgiebigen Vertreter. Die ironische Pointe zeigt, wie beide von ihren Anhängern im entscheidenden Augenblick trotz all ihrer Verdienste im Stich gelassen werden: der Triumph der Mittelmäßigkeit. Das wirkungsvolle Drama ist von Studentrat Dr. Fr. Dedel sorgfältig herausgegeben worden. Zur Schullektüre in den oberen Klassen ist das G.che Stück wohl geeignet.

Artur Buchenau.

J. N. Nord König Pfau. Roman aus dem heutigen Mesopotamien. Deutsche Verlaganstalt. Stuttgart 1926. 403 S. G.-Leinen M. 7.—

Nords Reiseromane vereinigen glänzende Landschaftsbilderung mit phantastischer Handlung. Dieser neue Roman führt in das Land der Jesiden, der Teufels-Anbeter (König Pfau ist die Verkörperung des bösen Geistes). Man kann das fesselnd geschriebene Buch trotz einiger Längen in der Darstellung durchaus empfehlen. Bei einer Neu-Auflage sollte darauf geachtet werden, daß die Schreibweise der Namen im Buche mit der auf der beigegebenen Karte genau übereinstimmt.

Artur Buchenau.

Albert Soergel, „Dichtung und Dichter der Zeit“. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte. Neue Folge: Im Wanne des Expressionismus. Gr. 8°. XII, 896 Seiten mit 342 Abbildungen. N. Voigtländers Verlag, Leipzig. Ganzleinenband M. 24.—

Wer sich über die deutsche Literatur der letzten Jahrzehnte unterrichten will, muß unbedingt zu diesem Buche greifen. Es ist einzig in seiner Art und umfaßt die Zeit

etwa von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart, während der weithin bekannt gemordene erste „Soergel“ vor 15 Jahren erschien und in die Zeit zwischen 1880 bis 1900 einführen wollte. Was diese neue Folge zu geben versucht, ist zugleich eine Begriffsbestimmung und -entwicklung dessen, was man mit dem vieldeutigen Wort Expressionismus bezeichnet. Soergel definiert den Expressionismus als den Drang zum Sinn der Welt, während ihm Naturalismus, Impressionismus, Neoromantik die Freude am Bild der Welt bedeutet. Eine Epoche der Literatur wird nie von der folgenden abgelöst. Daher ist es natürlich und dankenswert, daß in einem großen Einleitungskapitel zunächst das Doppelgesicht des Jahrzehnts 1900—1910 geschildert, das den Vorbereitern und Vorläufern des Expressionismus ein Wort gewidmet wird. Dann beschäftigt sich Soergel mit den Erzählern auf der Suche nach dem neuen Menschen (Conradi, Schlaw, Stehr, Waffermann, Scheerbart, Meyrink, Mann), weiterhin mit den Dramatikern, denen aus neuem Fühlen neue Aufgaben erwachsen (Carl Hauptmann, Herbert Eulenburg, Wilhelm Schmidtbonn, Paul Ernst, Emanuel von Bodman, Wilhelm von Scholz, Frank Wedekind, August Strindberg), sodann mit den Lyrikern, welche aus der Verjüngung der Sinne (Maquet) oder der Verjüngung der Seele (Hille, Morgenstern, Nornbert) schufen und den Dichtern des Charon (Otto zur Linde, Karl Nötiger, Rudolf Paulsen, Hanns Meinke, Rudolf Pannwitz). — Im zweiten Hauptteil, der dem Durchbruch des Expressionismus gewidmet ist, beginnt der Verf. mit der Lyrik und den Lyrikern, nachdem ein einleitender Abschnitt die Zeitseelen und ihre Erscheinungsformen zu analysieren versuchte. Aus dem großen Raum, der den Lyrikern zugestanden wird, geht hervor, daß zwischen 1910 und 1920 die Lyrik herrscht. Lyrik ist das Drama, mit Lyrik durchtränkt auch die Erzählung. Von Lissauer und Sternberg, deren Entwicklung ohne Bruch mit den Vorgängern geschah, gelangt Soergel, über Propheten des Chaos und einer neuen Zeit, über „Einzelgänger“ wie Else Lasker-Schüler und Theodor Däubler zu den Gemeinschaftstuchern Wegner, Jech und Werfel, die vom alten, vergänglichem Ich zum neuen, ewigen Ich hinstreben. Über die Kriegs- und Revolutionsdichter kommt er zu den Revolutionären der Seele, zu Schickel und Wolfenstein, zur abstrakten Lyrik, zum Dadaismus. Es folgt der Abschnitt „Drama und Dramatiker“. Kaiser und Sternheim eröffnen den Reigen, denen sich Sorge, Kornfeld, Hafenclever, Jofft, Wildganz, Kotschka, Barlach, Goering, Loller, von Urub anschließen. In dem Abschnitt „Erzähler und Erzählung“ finden wir vielgenannte Namen unserer Zeit, aber auch manche noch wenig bekannte. Aus dieser Anordnung des Buches kann schon hervorgehen, wie Soergel in die Buntheit der Literatur unserer Zeit Ordnung und Harmonie zu bringen sucht. Da er bestrebt ist, in seine Urteile, die manchem natürlich subjektiv erscheinen werden, zahlreiche und charakteristische Proben einzustreuen, so ist das fleißige Werk wie kein anderes berufen, die Wege zum Verständnis der Sinndeuter unserer Leidens- und Opferzeiten zu ebnen. Die Ausstattung des Werkes ist hervorragend.

G. L.

Notizen.

Kant-Gesellschaft. Der Begründer und langjährige erste Geschäftsführer der Kant-Gesellschaft, der weltbekannte Philosoph Geheimrat Professor Dr. Hans Waihinger, Halle, hat seines hohen Alters wegen am 1. Juli sein Amt niedergelegt. Zu seinem Nachfolger in der Stellung des 1. Geschäftsführers ist vom Kurator der Univers-

sität Halle und vom Verwaltungsrat der Kant-Gesellschaft einstimmig der bisherige verdienstvolle stellvertretende Geschäftsführer Professor Dr. Arthur Liebert gewählt worden. Gleichzeitig wurde aus dem Kreise des Verwaltungsrates ein wissenschaftlicher Ausschuss gebildet, der aus den ordentlichen Professoren der Philosophie an der Universität Halle besteht; sein Vorsitzender ist Professor Dr. Paul Menzer. Außerdem hat der Verwaltungsrat beschlossen, Geheimrat Professor Dr. Waihinger zum Ehrenvorsitzenden der Kant-Gesellschaft vorzuschlagen.

Die Comenius-Gesellschaft beglückwünscht ihr Vorstandsmitglied Herrn Prof. Dr. Liebert zu der ehrenvollen Wahl zum Leiter der Kant-Gesellschaft.

Am 7. August d. J. feiert Prof. Dr. Eduard Hahn, Privatdozent an der Universität und der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin seinen 70. Geburtstag. Er bearbeitet seit Jahrzehnten das außerordentlich dankbare Arbeitsfeld, das zwischen den Fächdisziplinen der Erdkunde, Völkertunde, Kulturgeschichte, Völkerverpsychologie, Soziologie sowie Botanik und Zoologie liegt.

H. hat die Unsinnigkeit der alten Dreistufentheorie nachgewiesen, die annahm, daß die Menschen erst Jäger, dann Hirten, dann Ackerbauer geworden wären. Nach H. waren die Urmenschen Sammler (und Jäger) und danach Hadbauer. Aus diesem Stadium haben sich dann in drei gesonderten Entwicklungsgängen die Wirtschafts- und Kulturformen des Gartenbaues, des Pflugbaues und des Hirtenums entwickelt. Obwohl diese Ansichten H.s lange Zeit nicht recht Beachtung gefunden haben, können sie doch heute als allgemein anerkannt gelten. Umstritten ist der zweite Teil der H.schen Forschungen, die sich mit der Entstehung und Verbreitung des Pfluges befassen. Doch wie man sich im einzelnen auch dazu stellen mag, so ist ohne Zweifel anzuerkennen, daß die Entwicklung der primitiven Menschheit in kultur- und wirtschaftsgeschichtlicher Hinsicht durchaus nicht immer auf rationale wirtschaftliche Erwägungen zurückzuführen ist, sondern zum großen Teil auch auf irrationale, religiöse, zauberische usw. Vorstellungen. Doch ist unmöglich aus diesen paar Worten eine Vorstellung zu gewinnen, welcher Reichtum an Gedanken und welche Fülle von Tatsachenmaterial in den Hahn'schen Schriften enthalten ist. (Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen 1896; Das Alter der wirtschaftlichen Kultur 1905; Die Entstehung der wirtschaftlichen Arbeit 1908; Die Entstehung der Pflugkultur, Heidelberg 1909; Von der Hade zum Pflug 1914.)

Die Comenius-Gesellschaft spricht dem verdienstvollen Forscher ihre Glückwünsche aus.

Die neugegründete Paneuropäische Union, Wien, Hofburg, Marfchallstiege, tritt mit folgendem Programm vor die Öffentlichkeit:

1. Die Paneuropa-Bewegung ist die überparteiliche Massenbewegung zur Einigung Europas. Die Paneuropäische Union ist Trägerin der Paneuropa-Bewegung.
2. Die Paneuropäische Union bezweckt die Schaffung einer Schwesterorganisation zur Panamerikanischen Union.
3. Das Ziel der Paneuropa-Bewegung ist der Zusammenschluß aller europäischen Staaten, die es wollen und können, zu einem politisch-wirtschaftlichen Staatenbund, gegründet auf Gleichberechtigung und Frieden.
4. Das weltpolitische Programm der Paneuropa-Bewegung ist: freundschaftliche Zusammenarbeit mit dem Völkerbund sowie mit den übrigen politischen Kontinenten.
5. Die Paneuropäische Union enthält sich jeder Einmischung in innerpolitische Fragen.

6. Die Paneuropäische Union ist nach Staaten gegliedert; jeder Staat hat sein selbständiges Komitee, das sich autonom finanziert. Das Zentralkomitee der Paneuropäischen Union, das den Zusammenhang aller einzelstaatlichen Unionen aufrechterhält, befindet sich in Wien.
7. Das Zeichen der Paneuropäischen Union ist ein rotes Kreuz auf goldener Sonne. — Anfragen und Mitgliedsanmeldungen sind an die oben genannte Adresse zu richten.

Der Deutsche Akademikerinnen-Bund wurde am 11. 5. 26 im Deutschen Lyzeum-Club in Berlin gegründet. In ihm sind bisher ca. 7000 Akademikerinnen aller Fakultäten zusammengeschlossen.

Dr. Marie Elisabeth Lüders, die die Vorarbeiten geleitet hatte, begrüßte die Delegierten aus allen Teilen des Reiches, legte den Zweck der Gründung dar und gab einen Überblick über die Geschichte der Entstehung. Die Satzungen fanden einstimmig Annahme. Zweck des Bundes ist die Sicherung des Einflusses und der Geltung der akademisch gebildeten Frau im deutschen Kulturleben, ihre wirtschaftliche Förderung und die Vertretung ihrer beruflichen Interessen. Der D. A. B. soll auch die deutschen Akademikerinnen im Internationalen Akademikerinnen-Bund vertreten.

Zur Vorsitzenden wurde Dr. Agnes v. Zahn-Harnack einstimmig gewählt. Dem Vorstande gehören außerdem an: Frau Dr. med. Ilse Szagun; Frau Direktorin Schönborn; Dr. Marie Elisabeth Lüders; Frau Prof. v. Wrangel; Dr. Luersens-Bremen; Dr. Marie Kempf-Frankfurt a. M.; Dr. Schlüter-Hemkes; stud. phil. Gabriele Humbert-Berlin. Somit sind im Vorstande vertreten: 1. Alt-Akademikerinnen; 2. Hochschul-Dozentinnen; 3. Studentinnen aller Fakultäten. —

Wir lassen einen weiteren Bericht über diese Angelegenheit folgen.

Gesellschaftsnachrichten.

Der Comenius-Gesellschaft sind in der Zeit vom 1. Januar bis 30. Juni 1926 neu beigetreten:

I. als Förderer:

Herr Generalkonsul Kommerzienrat Curt Hamel, Charlottenburg 1, Spreest. 43/44.

II. als Mitglieder:

Loge Blücher von Wahlstatt, Berlin.

Loge Fichte zur Selbstbeherrschung, Berlin.

Loge Luise zur gekrönten Schönheit, Charlottenburg.

Loge Friede und Fortschritt, Elberfeld (Rheinland).

Anstalt für Bücherkunde des Erziehungswesens, Zwittau (Mähren).

Herr Dr. Oskar Aust, Charlottenburg, Kirchstr. 34.

Herr Stadtrat Apothekenbesitzer Wanda, Schweidnitz.

Herr Fabrikbesitzer Paul Benrath, Barmen, Unterbörmersstr. 58.

Beratungsstelle für das gute Buch, Dortmund, Schwarze Brüderstr. 28.

Herr Studienrat Dr. Ulrich Berner, Berlin-Niederschönhausen, Eichenstr. 2.

Herr Privatdozent Dr. W. E. Eisbach, Utrecht, Ondegracht 129.

Herr Dr. Friedrich Grave, Bremen, Frühlingstr. 22.

- Herr Direktor W. Hensel, Hannover-Kleefeld, Fichtestr. 23.
 Herr Oberregierungsrat Dr. Hüpler, Richterfelde 3, Unter den Eichen 115.
 Herr Privatdozent Dr. H. Hungerland, Osnabrück, Nebenstr. 6.
 Herr Gartenbauer Wilhelm Kraag, Rastede, Oldenburg.
 Herr Prof. Dr. Erich Laßke, Berlin-Neukölln, Sandertstr. 48.
 Frau Architekt Toni Lessing, Berlin W 10, Stülerstr. 9.
 Herr Generalagent Linke, Berlin-Friedenau, Beckerstr. 12.
 Herr Magistratschulrat Max Ludwig, Magdeburg, Freiligrathstr. 76.
 Herr Studentrat Dr. Traugott Mann, Berlin W 35, Magdeburgerstr. 24.
 Herr Stadtverwaltungsrat Dr. F. Metz, Mannheim, Calmitzplatz 9.
 Herr Julius Meyer, Berlin SW 61, Tempelhofer Ufer 21.
 Herr Reinhold Ridley, Berlin-Moabit, Ebersfelderstr. 38.
 Frau Ilse Nathusius, Berlin-Steglitz, Riffingerstr. 10.
 Herr Prof. Dr. Schalwa Nuzubidse, Lissä, Universität.
 Herr Prof. Dr. O. Doppermann, Utrecht, Koningelaan 20.
 Frau Studentrat Margarete Panten, Spandau, Wilhelmshäuserstr. 26.
 Pestalozzianum, Jülich, Schipfe 32.
 Herr Carl Pistorius, Mülheim a. Ruhr, von Bodstr. 19.
 Herr Kreisshulrat Alfred Pottag, Aurich, Oldenburg.
 Herr Rechtsanwalt Wilhelm Richter, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 143.
 Herr Lehrer P. Rickers, Fargemiel, Post Heringsdorf, Holftein.
 Herr Oberbibliothekar Dr. Hugo Rügenstein, Charlottenburg 5, Schlossstr. 46.
 Herr Schriftsteller Herman George Scheffauer, Berlin-Grünwald, Eunostr. 48.
 Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Artur Schoenflies, Frankfurt a. M., Stille-
 parzerstr. 59.
 Fräulein Hanna Schoenflies, Berlin-Grünwald, Königsallee 64.
 Herr Curt Schwinghoff, Berlin W 57, An der Apostelkirche 14.
 Herr Schriftsteller Harry Stochower, N. Y., New York City, U. S. A., Fulton
 Avenue 1789.
 Herr Dr. Erich Unger, Berlin W 15, Uhländstr. 175.
 Vereinigtes Friedrichs- und Humboldt-Gymnasium, Berlin N 4, Garten-
 straße 15.
 Herr Emil Hugo Wünsche, Zittau, Sachsen, Weststr. 13.
 Herr Dr. Karl Würzburger, Berlin-Dahlem, Waltharistr. 5.
 Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin W 35, Post-
 damerstr. 120.

Wir begrüßen auch an dieser Stelle unsere neugewonnenen Mitglieder herzlich und danken ihnen für jede Förderung unserer Bestrebungen.

Bei dieser Gelegenheit richten wir zugleich an diejenigen unserer Mitglieder, die ihren Beitrag von Mk. 20.— für das Jahr 1926 noch nicht oder erst zum Teil gezahlt haben, die dringende Bitte, den ausstehenden Betrag baldmöglichst auf unser Post-
 schekkonto Berlin 21295 zu überweisen.

Comenius-Gesellschaft für Geisteskultur und Volksbildung.

Dr. Artur Buchenau, 1. Vorsitzender.

CHARAKTEROLOGIE

Das Werk moderner Menschenkunde und Persönlichkeitsforschung

von

EMIL UTITZ

(Universitäts-Professor in Halle)

Gr. 8°, VII u. 398 S., in vornehmem Ganzleinenband 14 RM.

Dieses in zehnjähriger ernster wissenschaftlicher Arbeit entstandene Werk behandelt in weitverständlicher Form die Problematik des inneren Menschen und gibt Antwort auf so viele der Fragen, mit denen der moderne Mensch seit langem wieder ringt

*

Aus dem Inhalt:

I. Teil: Grundbegriffe

Begriffsbestimmung der Charakterologie — Einheit der Problemstellung — Die ungünstige Lage der Charakterologie — Neueste Entwicklung der Charakterologie — Der charakterologische Sinn des Psychischen — Die charakterologische Bedeutung des Körperlichen — Die charakterologische Bedeutung der Kleidung — Die charakterologische Bedeutung der Umwelt und der Werke — Der Grundcharakter usw.

II. Teil: Forschungswege der Charakterologie

Begriffsbestimmung der Physiognomik — Tier-Physiognomik — Beschreibende Physiognomik — Naturwissenschaftliche Physiognomik — Experimentelle Physiognomik — Physiognomik und Vererbung — Physiognomik und Umwelt — Körperbau und Physiognomik — Phrenologie — Geisteswissenschaftliche Physiognomik — Die antike Temperamentslehre — Kants Temperamentslehre usw.

III. Teil: Charakterologische Leitlinien

Charakterologische Kategorienlehre — Volkstümliche Charakterologie — Die charakterologische Richtungsbestimmtheit — Die charakterologische Eindimensionalität — Die charakterologische Mehrdimensionalität — Die charakterologische Allseitigkeit — Systematische Charakterologie — Die charakterologische Dreizahl Platons — Aristotelische Charakterologie usw.

IV. Teil: Charaktere

Leitlinien und Charaktere — Einteilungen der Charaktere — Berufsscharaktere — Der Künstler — Weltanschauliche Charaktere — Psychopathische Charaktere — Ethische Charaktere — Verbrechercharaktere — Ein- und mehrdimensionale Charaktere — Materiale Charaktere — Zielcharaktere — Völkercharaktere — Zeitcharaktere — Kulturcharaktere — Endogene Charaktere — Schicksalscharaktere — Erfüllte und leere Charaktere.

Pan-Verlag Rolf Heise :: Charlottenburg 2

Walter de Gruyter & Co.
Postscheckkonto:



Berlin W 10 und Leipzig
Berlin NW 7 Nr. 59533

Das neue Naturwissenschaftliche Sammelwerk

Natur und Mensch

Die Naturwissenschaften
und ihre Anwendungen

Herausgegeben von Dr. C. W. Schmidt

4 Bände in Lexikonformat, zirka 2000 Seiten Kunstdruckpapier mit
etwa 1300 Abbildungen und 120 ein- und mehrfarbigen Tafeln



Erster Band:

Weltraum und Erde

Von

Dr. H. H. Križinger und Dr. C. W. Schmidt

XII, 494 Seiten mit 409 Abbildungen und 30 Tafeln.
In Ganzleinen M. 32.— In Halbleder M. 36.—

Dem Unternehmen liegt die Absicht zugrunde, dem Gebildeten zu einem Weltbild zu verhelfen, indem ihm die wichtigsten Grundtatsachen der Umwelt und die leitenden Ideen, die sie verknüpfen, anschaulich und verständlich dargeboten werden. Die Auswahl vermeidet mit Glück den Eindruck, man habe es mit einer Zusammenstellung von Lehrbüchern zu tun. Eine ganz besondere Stütze erfährt der Text durch die sehr zahlreichen, gut ausgeführten und vorzüglich gelungenen Abbildungen, die für manchen Leser die Hauptanziehungskraft des Buches bilden werden. Die Ausstattung, auch Papier, Druck und Einband, ist höchst erfreulich.

Ernst Goldbeck im „Zentralblatt für die gesamte Unterrichts-Verwaltung“.



Ein ausführlicher illustrierter Prospekt steht durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage kostenlos zur Verfügung.